Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang 1. März, 1848. Nro. 3.

Die Kirche der Gegenwart.

Zweiter Artikel.

Alles bisher Gesagte weis't uns darauf hin, daß der Staat in der alten und neuen Welt auf Emancipation von der Kirche, auf möglichst große Unabhängigkeit von ihren Einflüssen hinarbeitet.* Man könnte sich indessen noch beruhigen, wenn sie wenigstens der Form nach gleich berechtigt neben einander stünden; wenn sie beide sich gegenseitig nicht in den Weg treten, sondern ungehindert ihre Bahn neben einander hingehen würden. Allein die Sache verhält sich ganz anders. Ihre gegenseitigen Interessen sind sich in vielen Stücken förmlich entgegengesetzt.

Dieß könnte freilich nicht der Fall sein, wenn der Staat nur selbst recht wäre, was er sein sollte, ein auf der Grundlage wahrer Moralität beruhendes, durch sie geordnetes Volksleben. Würde der Staat diesen Zweck ganz im Auge haben, so wäre kein Zweifel, daß er selbst nur der Ausfluß christlicher Moral und des positiven Christenthums, des biblisch und kirchlich gegebenen Glaubens wäre. In diesen Schranken würde er sich halten, auf dieser festen Basis stehend, würde er der individuellen Freiheit um so weniger schaden, ja mehr sie eben nur das höchste Ziel der christlichen Moral anstrebte, nämlich das Ebenbild Gottes an uns verwirklichen zu wollen; in diesen heiligen Grenzen aber würde er auch der Willkühr am entschiedensten entgegentreten und den vom Geist des Gesetzes noch nicht Erfaßten, der also von sich selbst noch am wenigsten frei, sondern seiner Willkühr oder besser, seiner Leidenschaft Knecht ist, geradezu als den der Erziehung nach denselben ewigen Grundsätzen am meisten Bedürftigen behandeln.

Allein was sind die dermaligen Staaten diesem Bilde, diesem Ideale gegenüber? Es scheint, als ob ihr ganzer Zweck eben nur die gewaltsame Aufrechthaltung des Bestehenden mit all' seinen Mängeln und Flecken wäre. Vor allem gilt dieß von den eingerosteten europäischen Staatsmaschinen. Der erste Punkt

*„Der Staat ist groß und allmächtig geworden," sagt Hundeshagen, (der deutsche Protestantismus, u. s. f. S. 418) ganz richtig, „indem er die Kirche fast bis zum Verschwinden in sich hineinschluckte."

ist stets das Ideal der „von Gottesgnaden“ eingesetzten Regierung; die von ihr ausgehenden Gesetze mögen gut oder böse sein, es sind Machtsprüche, an deren absoluter Wahrheit und Vernünftigkeit niemand zweifeln soll. Nun haben wir es aber hier durchaus nicht damit zu thun, in wie weit auf diesem Weg die äußerliche und nationale Wohlfahrt gehemmt oder gefördert, wie weit der Freiheit dadurch Vorschub geleistet oder Eintrag gethan werde, wie weit die weltliche sociale Bildung sich dadurch hebe oder vielleicht auch sinke. Wir richten unsern Blick nur auf die hieraus entspringenden Berührungspunkte zwischen Staat und Kirche. Wenn der Staat, wie dieß in Deutschland der Fall ist, der Kirche die Leitung der Schulen, das ganze Erziehungswesen nicht völlig zu entreißen wagt, wenn er vielmehr religiöse, positiv kirchliche Erziehung zu einer stehenden Bedingung jeder bürgerlichen Berechtigung, jedes bürgerlichen Dienstes macht, so erklärt er auf dieser Seite seine Abhängigkeit von christlichen Grundsätzen als der Basis seines eigenen Bestehens und Gedeihens. Allein nun sollte man erwarten, der Staat würde dieser christlichen Zucht sich selbst nicht entziehen wollen, er würde nicht factisch verneinen, was er principiell zugesteht. Man sollte erwarten, er würde den Grundsätzen, die er in den Schulen selbst gelehrt wissen will, im öffentlichen Leben mehr Nachdruck zu geben suchen. Man sollte vermuthen, daß er die Folgerichtigkeit, die hierin liegt, erkennen und daß er von dem gewaltigen Nachdruck überzeugt sein müßte, dem eine möglichst gewissenhafte Durchführung jener christlichen Grundsätze im öffentlichen Leben auf die Moralität, auf die höhere Wohlfahrt ganzer Nationen haben müßte.

Allein eben hier liegt der Stein des Anstoßes. Warum duldet der Staat die Eröffnung einer so enormen Anzahl von Kneipen? Warum sind selbst die Sonntage die wahren Fleischesfeste? Warum sind an ihnen alle Theater in allen großen Städten offen? Warum öffnet sich fast in jedem Dorfe am Sabbath ein Tanzboden, um die letzten Spuren davon, daß es des HErrn Tag ist, zu verwischen? Warum ist jede Spur von Kirchenzucht verwischt, und warum können so viele Sünden einfach mit einer Geldbuße abgemacht werden? Das sind nur wenige Punkte, wenige Fragen. Ach, wisset ihr nicht, daß alle diese Dinge mit vielen deßgleichen die indirecten Steuern und Staatseinnahmen jährlich um ein sehr Bedeutendes hinauftreiben? Wisset ihr nicht, daß sich ein Volk leicht regieren läßt, das durch fleischliche Freiheit entnervt ist, daß die aber viel mehr Eins sind unter sich, und auch hartem Kampfe gewachsen, die „stark sind in dem HErrn und in der Kraft Seiner Stärke?“ Und wenn wir hören, daß da und dort Männer des entschiedensten Unglaubens die Lehrstühle der Universitäten einnehmen, daß ihnen die Heranbildung der zum Dienste des HErrn in der Kirche Berufenen sogar vertraut ist—ist uns das ein Wunder? Ach nein! mit weltlicher Ehre, mit Ordensband und Lobspruch vom Staatsoberhaupt ist solchen Leuten ja selbst mehr gedient, als mit dem Gnadenblick des großen Kirchen-HErrn, an den sie ja doch—nicht mehr glauben! Und meinet ihr, die Staatsminister wissen nicht gar wohl, daß man mit der Kirche leicht fertig werden kann, wenn man nur unter ihren eigenen Leitern und Lenkern

bleibende Verschiedenheit der Meinungen zu nähren weiß? Die Kirche, die sonst des Volkes heiligste Rechte gegen rohe Gewalt zu vertheidigen hatte, sucht man durch schlaue Ränke dem Volke selbst zu verdächtigen, und es ist auch wahr, daß sie in ihrer Kraftlosigkeit das alte Zutrauen noch zu genießen nicht mehr erwarten darf. Um aber mit einem Blick klar zu erkennen, daß die Interessen von Kirche und Staat sich sehr entgegengesetzt sind, gedenke man nur jener Kassirungen der großen, der Kirche aus alten Zeiten zukommenden Stiftungen, des Kirchengutes, dessen der Staat sich jetzt zu den Zwecken bedient, die ihm belieben, und wovon er der rechtmäßigen Besitzerin, der Kirche, gerade soviel zufließen läßt, als ihm gefällt.

Wir wollen aber unsere Aufmerksamkeit noch einen Augenblick länger auf einen eben berührten Punkt richten, nämlich auf die Universitäten. Jedermann weiß, welchen unberechenbaren Einfluß diese Brennpunkte der Bildung auf die Zustände der Gesellschaft überhaupt und besonders in der alten Welt ausüben. Das Feuer, das in ihnen brennt, strahlt sein Licht und seine Wärme in alle Verhältnisse der Gesellschaft hinaus. Der auf der Universität Gebildete tritt in seinem nachherigen Beruf in die verschiedenartigste Berührung mit allen Klassen des Staates und der Kirche. Der Unterschied zwischen dem Kreis, auf den er einwirkt in seinem Berufe, und zwischen ihm selbst, ist aber ein sehr erheblicher. Er ist mehr gebend, die andern mehr empfangend, er leitend, die andern geleitet, er voranschreitend, die andern ihm folgend. Zu seiner Thätigkeit verhalten sich die andern als leidende. Er selbst bewegt sich nach dem Willen des Staates, wenigstens dem Buchstaben nach, innerhalb des Gesetzes. Nun denke man an das, was sich hieraus für die Kirche ergibt. Der Geistliche, der Prediger erhält seine Bildung ebenfalls auf der Universität. Er soll da zum Dienst der Kirche erzogen werden. Wir lassen seine innere, religiöse Befähigung dazu jetzt ganz auf der Seite. Wir erinnern uns nur daran, daß die Kirche etwas auf einer bestimmten Grundlage, auf ihrem ursprünglichen Glaubensbekenntniß Beruhendes ist. Dieß ist aber nicht das Machwerk einzelner Köpfe, sondern es ist der Ausdruck der religiösen Ueberzeugung einer ganzen Masse derer, die einzig und allein dadurch, daß sie diesen ihren Glauben bekannten, Gründer einer Kirche geworden sind. Hat ein Bekenntniß diese allgemeine Zustimmung einmal erhalten, so ist die Kirche gegründet; was dazu nachher kommen, oder was davon wegfallen mag, hebt den ersten begründenden Act nicht auf; er hat das Recht des Erstgebornen. Ist nun eine Kirche Landeskirche, so erhält der Staat doch gewiß jede Berechtigung zum Schutz der Kirche, zur Einwirkung auf sie einzig und allein unter der Bedingung, die Grundlage der Kirche, ihr Glaubensbekenntniß, ihre Constitution wahren zu wollen, also seinen Arm durchaus keiner Sache zu leihen, die geeignet sein könnte, die Kirche von dieser Basis zu entfernen. Wie mag er also Einzelnen —und wären sie die Befähigsten—ein Recht geben, die Kirche willkührlich ihrem inneren Wesen nach umzugestalten, sie von ihrer Grundlage zu verrücken, derselben eine höchst gewaltthätige, verkehrte Deutung zu geben, überhaupt die Ein-

heit des geschichtlichen Zusammenhangs kurzweg abzubrechen und die kirchliche Leitung des Volkes auf total unkirchlichen Grundsätzen beruhen zu lassen, als ob dem Volk damit durchaus kein Unrecht gethan würde, als ob man sich verpflichten könnte, der Kirche dienen zu wollen, während man die Kirche mit ihrem Glaubensbekenntniß als eine Absurdität, als eine Chimäre behandelt? Und thut das nicht jeder Lehrer des Unglaubens auf jedem theologischen Lehrstuhle? Und wer kennt nicht den Einfluß, den ein Lehrer auf den ihn umgebenden Schülerkreis ausübt? Und wer weiß nicht, daß die Jugend Neues hören, klüger sein will, denn die Alten waren? Wem ist ihr oft so gedankenloser Enthusiasmus, ihr Mangel an Reife des Urtheils, ihre Eitelkeit, wenn ihrem Wissen und ihrer sogenannten Geistesfreiheit geschmeichelt wird, unbekannt? Und wer weiß nicht, wie mächtig ein Prediger im Lauf der Jahre auf die ganze religiöse Stimmung und Denkweise seiner Gemeinde einwirken kann, und wie gering bei Tausenden die Unterscheidungsgabe ist, ob er ihnen etwas Rechtes oder etwas Schlechtes predigt? Aber wenn diese im Unglauben gebildeten Prediger nur ihre, meist rein wissenschaftlichen Examina bestehen, wenn sie nur nicht gerade besondern Anstoß geben, wenn sie nur im Wesentlichen bei den gegebenen Formen bleiben, wenn sie nur nichts die Staatsgewalt Compromittirendes predigen, dann mögen sie immerhin des Staatsschutzes sich in ihren Stellen erfreuen! Und welch' ein Geschrei ist in neuesten Zeiten darüber erhoben, daß etliche glänzende Ausnahmen von dieser Regel sich ergaben!

Wir sehen leicht, wie jener maschinenmäßige Gang des Staates auch der Kirche aufgezwungen wird. Aber je mehr der Staat selbst seinem Wesen nach der Kirche entfremdet wird, je weniger die Regierenden im Geist der Kirche leben, um so unfähiger werden sie überhaupt werden, das wahre Wohl der Kirche durch Rath und That zu fördern, desto größere Mißgriffe werden sie machen in der Wahl derer, die mit der Bildung der Jugend zum Kirchendienst betraut sind. Die Frage, ob ein Mann zum akademischen Lehrer der Theologie tauge, wird ganz vom weltlichen Gesichtspunkt aus aufgefaßt werden, ob er gelehrtes Ansehen genieße, ob er der Universität Ehre und einen ansehnlichen Beitrag des Ruhmes bringen, ob er viele Studenten herbeiziehen werde u. s. f.

Zudem gedenke man doch dessen, wie die auf die Kirche später so vielen Einfluß äußernden Staatsdiener heranwachsen. Aus den niederen Bildungsanstalten in die Gymnasieen oder Lyceen übergetreten, sind sie im Wesentlichen der kirchlichen Einwirkung und Zucht entnommen; der Religionsunterricht, den sie noch genießen, füllt meistens nicht einmal den Kopf und das Gedächtniß mit etwas Tüchtigem an. Das Gymnasialleben, die Zeit des Studiums der Blüthen heidnischer Bildung, ist aber nur eine Vorbereitung für die Freiheit der Universitätsjahre. Jedermann weiß, daß der künftige Staatsdiener während jener Periode kein sonderliches Interesse an den Dingen der Kirche nimmt. Er sieht im täglichen Umgang mit den jungen Theologen, daß bei weitem die Mehrzahl dieser selbst einem wissenschaftlich feinwollenden Unglauben ergeben ist; er sieht, daß sie meistens nur an der theoretisch-wissenschaftlichen Seite ihres Faches

wahren Antheil nehmen, dessen praktische Bedeutung aber verkennen und es meistens darauf ankommen lassen, darin zu lernen, wenn sie schon wissen sollten;— kein Wunder, wenn der Staatsdiener die Kirche nach der einen Seite als eine Art von Polizeianstalt betrachtet, deren Nothwendigkeit je länger je mehr zweifelhaft wird; oder auf der andern Seite als einen Ueberrest finsterer Zeiten, an dem nur noch Schwachköpfe oder Schwärmer einen innern Halt finden können.

Noch ein Punkt, der bei der Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat in der Gegenwart wohl zu beachten ist, bezieht sich auf die Censur. Man wird auch hierin die stiefmütterliche Sorgfalt leicht erkennen, welche der Staat der Kirche zu Theil werden läßt. Man bedenke, mit welcher inquisitorischen Scrupulosität der Staat jedes Wörtlein überwacht, welches sich in Beziehung auf seine Grundsätze, wie auch in Beziehung der sie Ausübenden irgendwo mag verlauten lassen; man erinnere sich an die extreme Schärfe, mit welcher in Deutschland und andern Staaten jede gedruckte Publication überwacht wird; man weiß, wie jedes Wort auf die Waagschaale gelegt; wie so leicht etwas Verdächtiges, den Staatsfrieden Störendes, Aufreizendes darin gewittert wird, und wie ein Federstrich des um seine Besoldung arbeitenden Censors all' diese Gefahr mit einem Male abschneidet. Nun will der Staat zwar factisch anerkennen, daß er den Glauben seiner Landeskirche als eine nothwendige Basis seiner eigenen Existenz ansehe. Man sollte demnach erwarten, er werde Alles, was diesen Glauben in den Gemüthern der Landeskinder und Kirchenglieder wankend machen könnte, für so gefährlich erachten, als Angriffe auf sein eigenes Thun und Lassen. Aber weit gefehlt, Publicationen der elendesten Art sowohl, wie mit wissenschaftlichem Apparat ausgeführte Angriffe gegen das Christenthum haben freies Feld. Aengstlich fürchtet man für die Wohlfahrt des Ganzen, wenn da und dort freie Urtheile über den Staat, seine Lasten, Wege und Mittel circuliren, aber der Glaube an die kirchliche Wahrheit —der mag ruhig in unzähligen Gemüthern untergraben werden, und die mit allem Bestehenden Unzufriedenen haben wenigstens Gelegenheit, ihren Grimm an den heiligen Gütern der Kirche auszulassen. Wir wollen nun damit gar nicht gesagt haben, daß wir überhaupt Büchercensur wünschen, nein, wir wollen vielmehr nur darauf hinweisen, ob der Staat nicht sehr parteiisch verfahre, wenn er so gar engherzig in Beziehung auf sich, aber mit so krankhafter Weitherzigkeit in Beziehung auf die Kirche verfährt. Es ist leicht zu erkennen, daß die Interessen von Staat und Kirche in der Gegenwart sich auch hierin entgegengesetzt sind.

Wollen wir auch in Hinsicht auf alles hiemit Zusammenhängende auf unsere neuweltlichen Verhältnisse übergehen, so haben wir freilich gänzlich verschiedene Zustände vor uns. Ein Gegeneinandertreten von Staat und Kirche scheint da gar nicht möglich, eben weil sie gemäß dem Gesetz und dem factischen Zustande nichts miteinander zu thun haben. Auch ist die Form des Staates selbst wieder eine durchaus andere. Es entspringen auch hieraus Vortheile für die Kirche, die nicht zu übersehen sind; sie ist in allem, was ihr wahres Wesen betrifft, ihr

eigenes Gesetz. Sind aber Nachtheile bei dieser Trennung nicht zu vermeiden, so ist der Staat als solcher daran nicht schuldig; denn die Kirche hat in diese Trennung aus freien Stücken gewilligt. Wenn der Staat also duldet, was der Kirche den entschiedensten Schaden bringt, wenn er für die sittliche Wohlfahrt der Bürger nicht die Sorge trägt, welche die Kirche um des allgemeinen Besten, ja, um des Staates selbst willen wünschen muß, wenn die Kirche frommen Wünschen wohl bei Vielen ein Ohr schaffen, aber nie ihnen zu Gesetzeskraft verhelfen kann; so ist das gewiß ein Unglück, so lange sie Christliches, nicht Fremdartiges verlangt; aber sie hat kein Recht sich darüber zu beklagen. Freilich, die am Staat Mitregierenden, die Staatsbürger sind großentheils auch Kirchenglieder. Also käme es nur darauf an, daß der Einfluß der Kirche auf ihre Gemüther so mächtig, daß er aber zugleich so allgemein würde, um sich mit überwiegender Gewalt auch im Staatsleben zeigen, und bei freiem Willen der Einzelnen dem bessern Wissen Kraft verleihen könnte. Allein man kennt die Herzen der Menschen und auch der Kirchenglieder unter ihnen zu gut, um sich mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln. Doch—Eines tritt uns offenbar klar entgegen, nämlich, wie ungeheuer die moralische Macht der Kirche hier gegenüber dem Staat, ihr Einfluß auf ihn wäre, wenn nur die Kirche selbst mehr Glauben fände—ja, wenn nur unter den Gläubigen der Kirche selbst im Ganzen mehr organische Einheit, mehr Hinstreben auf Einen Zweck sich fände.

Allein eben dabei kann die katholische Kirche unserem Blick sich nicht ganz entziehen. Will man über ihre Stellung inmitten des protestantischen Amerika nur wenigstens muthmaaßliche Gedanken im Angesicht einer verborgenen Zukunft hegen, so bedenke man hauptsächlich zwei Punkte. Das Erste ist, daß sie unter den kirchlichen Gemeinschaften sich bei weitem des unbegrenztesten Vertrauens ihrer Glieder erfreut. Der Priester übt in ihr eine monarchische Gewalt aus; aber das Ganze wird doch durch einen allgewaltigen Willen in sich verbunden, ruht auf uralter Grundlage, ist keinen zeitweisen Schwankungen unterworfen und gestaltet nach allen Seiten hin durchaus nur Gleichartiges. Das Zweite schließt sich enge hieran an. Während nämlich die wesentlichste Absicht des protestantischen Kirchenthums ist, auf das innere Seelenleben der Individuen gestaltend einzuwirken, im Innern des Menschen göttliche Harmonie zu bilden, so liegt das bei der gewöhnlichen Praxis der katholischen Kirche völlig im Hintergrund. Aber je weniger sie das Innere des Menschen umzubilden sucht, je weniger sie innerlich neu organisiren will, desto mehr ist ihre organisirende Thätigkeit auf das Aeußere gerichtet. Und ist sie sich hierin nicht zu allen Zeiten gleich geblieben? Allein das ist eben der Punkt, aus welchem ihr Zusammenstoßen mit dem Staat sich am Einfachsten erklärt, und es wird gerade da im Lauf der Zeit am Leichtesten eintreten, wo der Staat ihr selbst das freieste Recht ungehindeter Entwickelung in die Hand legt, es sei denn, daß er oder sie sich selbst in ihrem Wesen verändern. Hierauf muß man hinsehen, und man braucht kein Prophet zu sein, um doch klar zu erkennen, daß jener kluge Kunstgriff, Staat und Kirche zu trennen, die Frage durchaus nicht gelöst, sondern nach der Gunst der Verhält-

nisse ihre letzte Beantwortung nur hinausgeschoben hat. Es mag seltsam klingen, wenn man sagt, der Schlüssel zu Amerika's fernerem Geschicke liege nicht beim Capitol zu Washington, sondern beim Capitol zu Rom. Und doch ist es so! Aber Rom wird fallen, ja, die Stadt der Ruinen wird selbst Ruine werden. Dann wird die römische Kirche im Fundamente erschüttert, eine neue Zeit wird für Staat und Kirche anbrechen, und schneller wird der Geist der Geschichte auf einen neuen, den wahren Katholicismus hinarbeiten.

Das Wochenblatt der Deutschen Schnellpost in New York

Ein Beitrag
zur Naturgeschichte der Deutschen in Nordamerika.

Mit der politischen deutschen Presse der Ver. Staaten hat der „Kirchenfreund" so wenig zu thun, als mit Politik überhaupt. Es soll also niemand befürchten, daß er mit irgend einem der, diesem Zweck dienenden „endlosen Papiere," sich überhaupt in einen Streit einlassen werde. So ist es ihm auch dem obengen. Wochenblatt gegenüber durchaus nicht um eine Controverse zu thun. Würden Blätter dieser Art wirklich das sein und bleiben, was ihr ursprünglicher Zweck ist, würden sie weiten Raum darbieten für die öffentliche Besprechung politischer Fragen, würden sie Nachrichten aus den verschiedenartigsten socialen Gebieten der alten und neuen Welt unbefangen mittheilen und in Dingen, die nicht vor ihren Gerichtshof gehören, dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen; so könnte man sagen, daß sie ihre Aufgabe erfüllt und sich manchen Leser zum Dank verpflichtet hätten. Dann freilich würde der „Kirchenfreund" sich auch die undankbare Mühe ersparen können, irgend eines derselben einer näheren Beleuchtung zu würdigen. So aber, wie sich die Sachen wirklich verhalten, scheint es eine Pflicht gegen Gott und Menschen zu sein, wenigstens ein freies, offenes Bekenntniß abzulegen. Denn auch das, oft so vielsagende Schweigen ist gar leicht bisweilen dem Mißverständniß ausgesetzt, und ein offen abgelegtes Zeugniß ist ein Document nicht nur für die Mitwelt, sondern auch für die Beurtheilung der Erscheinungen unserer Tage vom Standpunkt der Nachwelt aus.

Also nur so ist auch das anzusehen, was wir über die obengenannte Zeitschrift hier zu sagen haben. Dieselbe ragte für längere Zeit unter den verschiedenen deutschen Blättern dieses Landes um ein Merkliches hervor. Sie enthielt stets vielen und mannigfaltigen Stoff, und niemand kann sich ihr mehr verpflichtet fühlen, als die Schaar kleiner Localblätter, die da und dort von ihr freigebig mit Nahrung versehen wurden; man wurde da unwillkührlich an das charakteristische

Gleichniß erinnert, in welchem der edle Sir John Falstaff von sich im Verhältniß zu seinen Genossen redet. Hierin lag auch an sich nichts Arges. Sie selbst hatte sich ihre Superiorität gesichert und den Gebildeten unter den Deutschen war sie wenigstens deßhalb willkommen, weil das Wochenblatt das Lesen der amerikanisch-deutschen Tagesblätter füglich für Jahr und Tag ersparen konnte.

Es mag gerade gegenwärtig nicht unpassend sein, einen Rückblick auf ihren früheren Charakter zu werfen, um so mehr, da sie unter andern Händen in neuster Zeit einen andern Weg zu verfolgen scheint. Wilhelm von Eichthal, ihr Gründer und mehrjähriger Herausgeber, ist ganz unerwartet schnell und frühe abgerufen worden. Sofern sein öffentliches Wirken abgeschlossen vor uns da liegt, ist man zu einem Urtheil über dasselbe berechtigt. Ohne allen Zweifel war W. von Eichthal einer der begabtesten, gebildetsten Deutschen des neuen Continentes. Wer mit ihm bekannt wurde, mußte bald in ihm den feinen, gewandten Weltmann erkennen, der sich vielleicht mit mehr Freiheit in einem aristokratischen Salon Europa's, als auf einer demokratischen Massenversammlung New Yorks bewegt hätte. Man sah ihm an seinem scharfen, lebhaften Blicke an, wie schnell er beobachtete; er kannte die Menschen, aber er kannte sie alle zu gut, um so leicht hoch von einem aus ihnen zu denken. Aber er liebte es, das Brauchbare an ihnen hervorzusuchen und er verstand es, ihre schwachen Seiten zu seinen Gunsten zu benutzen. Er war praktisch genug, um das Verkehrte, wie das Zeitgemäße in den Bestrebungen Einzelner, wie in allgemeineren Erscheinungen herauszufinden. Aber wer ihn nur aus seiner Zeitschrift kannte, verstand ihn schwerlich. Wenn er Einzelne leidenschaftlich und bitter, zum Theil mit geistlosem Spötteln verfolgte, wie Heinrich LXXII. und Friedrich Wilhelm IV. (Die Klagen über den „Schwanenkönig" wurden sein eigener Schwanengesang,) so will es uns öfters bedünken, er habe dieß weit weniger aus innerem Triebe, als vielmehr aus einer Art von Accomodation an sein sehr gemischtes Publicum und zu dessen Unterhaltung gethan. Seine Bildung war vielseitig und daher schonte er selbst das Gefühl anderer auch in den Dingen, denen er innerlich total fremd war, wenn er nur Bildungselemente darin fand. Er war selbst weit entfernt, für religiös gelten zu wollen, aber er war weise genug, den gewaltigen Einfluß der Religion unter den verschiedenen geistigen Agentien der Weltgeschichte nicht zu verkennen, und urtheilte mit Vorsicht und Schonung. Daher hätten seine über die religiösen Grundsätze anderer oft äußerst roh, fade und höchst unrepublikanisch spottenden Correspondenten,* denen er bisweilen sehr passend auf die Finger klopfte, viel von ihm lernen können, wenn nicht auch schon zum Lernenkönnen wenigstens etwas Geist erfordert würde. Sie alle überragte Eichthal weit an Klarheit und Schärfe der Auffassung. Kaum wird ein Deutscher die Zustände dieses Landes in politischer und national-ökonomischer Hinsicht besser gekannt haben. Keiner genoß einer ausgebreiteteren Bekanntschaft in beiden

* besonders der überaus geistlose „Stigma" von Philadelphia, eine der fadesten Klatschbasen, die uns je vorgekommen sind.

Hemisphären. So wußte er sein Blatt stets frisch und unterhaltend zu machen. Sein Styl war klar und wohl gerundet.

Eine seiner Schwächen war es, daß er von Jahr zu Jahr, von Woche zu Woche nicht aufhören wollte, da oder dort, besonders aber in Deutschland den Ausbruch einer Alles umgestaltenden Revolution zu wittern. Er war gewiß zu klug, um dergleichen so leicht selbst zu glauben. Indessen begrüßte er ihre vermeintlichen Vorläufer stets mit ganz unnöthigem Lärm. Dieß mahnt uns überhaupt an eine große Schwäche der Deutschen dieses Landes. Dieselbe besteht in der oft komischen Art, wie sie sich in Betreff solcher sogenannten Vorläufer der Revolution des alten Vaterlandes prellen lassen. Was sind dergleichen Leute meistens? Was haben sie Bedeutendes geleistet? Wo sind die Documente ihrer Fähigkeit und ihrer Bildung? Wir wünschen Deutschlands Freiheit ebenfalls von ganzem Herzen. Aber wehe ihr, wenn sie auf solchen Schultern ruhen soll! Es mag sich auch mit Insubordination gegen eine bestehende Regierung gar leicht eine durchaus nicht ehrenwerthe Gesinnung verbinden, und wenn die meisten derer, die in und außer Deutschland für dessen Freiheit das große Wort führen wollen, zum Zweck nnd Ziele kämen, dann wäre der zweite Betrug weit ärger, als der erste, und die ganze französische Revolution wäre nur ein Vorspiel von dem Terrorismus, der dann über Deutschland hereinbräche.* Aber Leute, die es in Deutschland selbst und gerade unter den Gebildetsten zu gar keinem Ansehen zu bringen vermöchten, mögen darauf rechnen, daß ihnen unerwartete und unverdiente Ehre zu Theil wird, wenn sie nur etliche Zeitungsschreiber in der neuen Welt als Adjutanten für ihre unblutigen Feldzüge an der Hand haben. Da wird ihnen denn in den ersten Wochen einiger Sand in die Augen gestreut; sie meinen, die Leute, die sich zuerst mit ihnen zu schaffen machten, und die ihre Rechnung dabei zu finden wissen, seien das Factotum der

* Man lese z. B. folgende Stelle aus der fanatischen „Adresse der Deutschen Nordamerika's an das deutsche Volk" im Wochenblatt der Deutschen Schnellpost v. 9. März. —„Wir wissen und beobachten es täglich in den Organen eurer Presse, daß noch immer die Prediger eines sogenannten „allmähligen" oder „organisirten" oder „gemäßigten" oder „gesetzlichen" Fortschrittes unter euch ihr Wesen treiben. Wir erklären offen, daß nach unserer Ansicht diese Menschen nur entweder wegen Beschränktheit bedauert, oder wegen Feigheit verachtet oder wegen Schlechtigkeit gebrandmarkt zu werden verdienen. Wir bedauern jene unklaren Gemüthsmenschen, welche, durch keine Erfahrung belehrt, sich von der Gewalt ihrer Dränger befreien zu können glauben, indem sie die Mittel dieser Gewalt, die sogenannten Gesetze, für unverletzliche Bollwerke erklären; wir verachten jene feigen Heuchler, welche Befangenheiten, die sie innerlich längst abgelegt haben, äußerlich zur Schau tragen, um unter diesem Schild ihre Jämmerlichkeit zu decken, und welche, indem sie eine größere Makel durch eine geringere verbergen zu können glauben, beide nur um so mehr bloßstellen; wir brandmarken jene gleißenden Verräther, welche die beschwichtigenden Stichworte der Reaction in das Wörterbuch der Freiheit einzuschwärzen suchen, um eine Begriffsverwirrung im Lager der Fortschrittsmänner zu einem bequemen Mittel des Stillstandes zu machen. Hört nicht mehr auf diese Prediger, in welcher Gestalt sie auch vor euch treten mögen. Wissentlich oder unwissentlich dienen sie nur euren Feinden und halten euch zurück von

der Deutschen des Landes, überschätzen gar leicht deren Bedeutsamkeit, sie werden angeführt und dienen dazu, andere anzuführen. Die Zeitungen machen etliche Tage lang Lärm von ihnen; man gibt ihnen zu essen und zu trinken und dann, ehe Monate vergehen, sind sie vergessen und ertrunken im Ocean des neuweltlichen Lebens und tauchen bisweilen nur für Augenblicke wieder auf, um in den heftigsten Klagen kund zu thun, wie furchtbar sie sich in Amerika und auch in den Deutschen des neuen Continentes getäuscht haben. Man lerne aber daraus, wie leicht man sich ein willkührliches Bild fremdartiger Zustände voll Irrthum und Verkehrtheit bildet, und wie ganz andere Bedingungen erfordert werden, um gar auf große Menschenmassen neubildend, umgestaltend einzuwirken.

Doch, wir kehren zurück mit diesen Bemerkungen zu unserem Thema. Kurze Zeit, ehe Eichthal hinschied, kam ein Mann in New York an, der wirklich schon in Deutschland das Glück oder Unglück gehabt hatte, allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es ist dieß Dowiat, der bekannte Freund und Bundesgenosse des römischen Expriesters Ronge. Jedermann weiß, was das Schicksal des sogenannten Neukatholicismus gewesen ist. Ein geistreich redigirtes deutsches Blatt aus Berlin hat schon im Anfang der barocken Erscheinung von Ronge gesagt, derselbe sei ein „bekränzter Esel, den das Volk spazieren führe.“ Wirklich, die Sache hat viel Wahres; der Kranz ist verwelkt, das Volk hat sich großentheils verlaufen, und sonst ist Alles beim Alten geblieben. Wie konnte es auch anders gehen? Die ganze Erscheinung kam ja gar nicht aus einem neuen Lebensprincip; sie trug durchaus gar keine Keime einer neuen Entwickelung in sich. Und doch gebehrdeten sich Tausende, als ob Ronge der erste wäre, der gegen römische Mißbräuche sich erhob, und daß man nicht protestantisch mit Protestanten sein wollte, bewies eben nur, daß man innerlich mit Rom nicht entzweit war, daß man zwar mit dem kahlen Verstand sich an der Verehrung eines alten Rockes stieß, dagegen von dem Rock der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, auch noch kein Stückchen zur Bedeckung des eigenen Herzens sich erbeten hatte. Die ganze Sache war also nur eine Halbheit; das Herz, der Kampfplatz ächter Glaubenswahrheiten, hatte wenig damit zu thun. Der Neukatholicismus ist ein loses Conglomerat, das nur kurze Zeit von den Wellen verschiedener

---

dem einzigen Mittel, das euch befreien kann: vom Handeln, vom Aufstand, vom Schwert. Blickt in die Geschichte, blickt auf eure Nachbarn! Welches Volk hat sich jemals frei gemacht ohne das Schwert? Welche gekrönte Gewalt ist je einem andern Mittel gewichen, als dem Schwert? Eher werdet ihr die Sonne vom Himmel herabpetitioniren, ehe ihr euch von euern Unterdrückern befreit ohne das Schwert. Selbst der freie Boden, der uns trägt, würde noch jetzt entweiht durch die Schmach eines Kron- und Szepterregimentes sein, wenn nicht Männer, vor denen eure Prediger der Gesetzlichkeit in ihre ganze Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, das Schwert gepredigt und zum Schwert gegriffen hätten. Sie nehmt zum Muster, ihnen eifert nach.“ —Die freche Berufung auf die ehrwürdigen Väter unserer Republik wird hier jeder vernünftige Amerikaner mit Entrüstung abweisen, zumal da sie von Menschen kommt, welche, kaum an den Ufern der neuen Welt angelangt, sich bereits geriren, als wären sie fünfzig Jahre auf dem Präsidentenstuhl gesessen.

Ansichten umhergeworfen werden mußte, um zu zerbröckeln und sich in seine so verschiedenartigen Elemente aufzulösen. Einzelnen gab er übrigens Anstoß zu neuer Entwickelung nach sehr entgegengesetzten Seiten. Unter ihnen ist Dowiat, von dem es sich zu bestätigen scheint, daß er sich in Folge seiner Verbindung mit Ronge „überhaupt vom kirchlichen Bewußtsein, von allem Vorstellungsmäßigen befreit und in die Sphäre der reinen Gedankenfreiheit erhoben" habe. Mit andern Worten: Dowiat scheint der Knabe geworden zu seyn, der an der Quelle nachhegelischer, populärer, modernster Weisheit saß und sich „Blumen zum Kranz wand," den er jetzt wieder eine Zeit lang einem gewissen Publicum in New York um den Hals warf. Wenn uns nicht Alles täuscht, so sind Blumen und Kranz abermals verwelkt. Uebrigens scheint er auch in seinen Vorträgen „über die vielbesprochene sociale Frage," „über das Wesen der heutigen Gesellschaft," über „die Stellung der Arbeiter in ihr," den Priesterrock gänzlich an den „eines politischen Motors" vertauscht zu haben.

Von ihm mußte hier die Rede sein, da er selbst eine kurze Zeit am Steuerruder des Wochenblattes der Schnellpost saß. Freilich kann nach so gar wenig Proben darüber kein Urtheil gefällt werden, in welchem Geist und Ton Dowiat als Journalist gewirkt hätte, in welche Stellung er sie zum Christenthum gebracht und wie er überhaupt die socialen Zustände der neuen Welt aufgefaßt hätte. Wir glauben, daß er selbst ein durchaus falsches Bild von dem Leben Nord-Amerika's im Herzen trug, als er den Schritt wagte, Europa zu verlassen, und daß eine ziemliche Charakterstärke erforderlich war, um bei so manchen bittern Erfahrungen und dem herben Schmerz der Enttäuschung doch fest und standhaft zu bleiben. Zu einem soliden Urtheil über die Verhältnisse dieses Landes konnte er unmöglich befähigt sein; hiezu gehört eigene Beobachtung, längere Erfahrung und vielseitige Bekanntschaft. Dagegen ließ sich von einem ehemaligen Priester hoffen, daß er, eingedenk seines eigenen ursprünglichen weihevollen Berufes, die religiösen Fragen mit der Zartheit behandelt hätte, die ein an sich heiliger Gegenstand und das Gefühl Vieler in diesem Punkte billiger Weise erwarten darf. Hätte er religiöse Gegenstände ganz unbeurtheilt gelassen und aus dem Gebiete des kirchlichen gesellschaftlichen Lebens, der kirchlichen Politik das Wichtigste referirt und sich des Urtheils enthalten, so hätte sein Blatt wahrlich nicht darunter gelitten. Statt dessen aber lasen wir in Dowiats Abschiedswort von der Schnellpost die unumwundene Erklärung, daß alle, die es mit der religiösen Bewegung ernst nehmen, „unaussprechliche Flachköpfe" seien. Mit diesem unaussprechlich flachen Urtheil hat er nur sich selbst das Urtheil gesprochen.

Indessen ist die Redaction des Wochenblattes nun schnell (seit dem Anfang des Februars) in die Hände eines Mannes übergegangen, von welchem schon Wochen und Monate zuvor in demselben gar viel zu lesen war. Es ist dieß Karl Heinzen, früher ein königl. preußischer Beamter untergeordneten Ranges, nachher eine Zeit lang in der Schweiz residirend und seit einigen Wochen in New York an's Ufer der neuen Welt gestiegen. Wir haben mit seinem früheren Charakter und seiner Stellung zur preußischen Regierung nichts zu schaffen.

Gewiß ist, daß die Schnellpost viel Rühmliches im Voraus seit lange über seine Bildung, Liberalität, seine Charakterfestigkeit und ächt republikanischen Gesinnungen gesagt hatte. Gewiß ist auch, daß durch sie auf verschiedenen Wegen Geldsammlungen zu Gunsten K. Heinzens waren veranstaltet worden, um seinen Federkrieg gegen die europäischen Monarchieen zu unterstützen und, als es in der alten Welt nicht mehr gehen wollte, seine Ueberfahrt nach Amerika möglich zu machen. Bekannt ist auch, daß derselbe alsobald nach seiner Ankunft sich in Beziehung auf die Redaction des Wochenblattes mit Dowiat entzweite, und daß er nun als die Hauptperson bei der Herausgabe des Blattes angesehen werden muß.

Nun möchte nicht leicht in Abrede zu stellen sein, daß im Wesen des Wochenblattes seither bereits bedeutende Veränderungen eingetreten sind. Einmal glauben wir allerdings, daß ein Mann, der noch kein Vierteljahr im Lande war, an sich so viele Bescheidenheit haben sollte, einzusehen, daß er einem so schwierigen Unternehmen, eine Zeitung solcher Art zu redigiren, unmöglich gewachsen sein kann. Wir hätten K. Heinzen für so klug gehalten. Mußte er aber ergreifen, was andere festhalten zu können sich selbst nicht zutrauten, so hätten wir wenigstens gedacht, er werde im Gefühl der Schwierigkeit seiner Aufgabe mit der Vorsicht zu Werke gehen, die überhaupt ein Journal dieses Landes nothwendig hat, wenn es sich einen weiteren Leserkreis selbst unter sich schroff entgegengesetzten Parteien erhalten will. Nun aber ist allen alten Lesern des Wochenblattes klar, mit welcher nebelartigen Unklarheit gegenwärtig über die einfachsten socialen Fragen der Gegenwart gesprochen wird. Man bedenke, mit welcher Entschiedenheit W. von Eichthal in scharfem praktischen Blicke nicht nur dem Communismus von jeher das Urtheil gesprochen hatte, sondern wie er auch mit Discussionen darüber sein gebildeteres Publicum nicht beleidigen wollte. Dagegen lese jemand aus dem Wochenblatt neueren Datums nicht nur Aufsätze, wie z. B. den Brief aus New York vom 24. Februar in No. 8 des laufenden Jahrgangs, wo uns, wie es scheint, ein deutscher Student, der noch mit den Collegienheften unter dem Arm am Tempel der Weisheit auf den Professor wartet, belehrt, was ein „Philister" sei, und uns dann sagt, die Schnellpost habe „Recht, wenn sie hier, wo der Communismus weniger durch Gründe, als durch Geschrei widerlegt sei, noch Einiges nachhole." Da möchten wir uns auf hübsche Artikel gefaßt machen selbst für das Wochenblatt der Schnellpost. Uebrigens hörten wir einmal einen Redner, der freilich von Beredtsamkeit keine Spur hatte, aber doch ein Paar hundert deutschen Handwerkern in New York frisch und keck mit brüllender Stimme die wahrhaft originelle Idee vortrug, daß Cristus, den er mit Rob. Owen zusammenstellte, ein rechter Demokrat und ein wahrer Communist gewesen sei, denn er habe gepredigt: Liebet euch unter einander! Derselbe sogenannte Redner soll jetzt sogenannter Prediger an einer rationalistischen sog. Gemeinde irgendwo in den Ver. Staaten sein; der Schneider Weitling aber, traurigen Angedenkens, der todt zu sein scheint, bereits ehe er gestorben ist, beweist in einem 1847 zu New York erschienenen Pamphlet die Hinneigung Christi zum Communismus

daraus, daß „derselbe keinen Respect vor dem Eigenthum gehabt habe.“ Welch' ein Arsenal zu Gunsten des Wochenblattes für den Communismus! Es behauptete einer, der Schnee sei total schwarz, denn man sehe, daß viele schwarze Dinge einen ganz weißen Glanz von sich geben, wie z. B. ein Paar Stiefel! —

Indessen das Wort „Demokrat“ bringt uns noch auf eine glänzende Wendung, welche das Wochenblatt in den neuesten Zeiten genommen hat. Wir reden nicht von seiner Vorliebe für demokratische Principien; dieselben sind als Principien einer großen politischen Partei in ihrem Rechte zu belassen. Allein wir bezweifeln die Befähigung eines Redacteurs zu seinem Amte, zur Leitung eines Organs der Bildung — und das soll jede Zeitung sein —, wir bezweifeln seine Nüchternheit und seine Urtheilskraft, wenn wir in Beziehung auf die Verurtheilung des Lt.-Col. Fremont vor dem Kriegsgericht im Wochenblatt obgenannter Nummer Folgendes zu lesen bekommen: „Der Fall Fremonts beweis't an einem eclatanten Beispiel, welche Anomalie ein nach europäischem Schnitt eingerichtetes Militärwesen in einer Republik ist. Republikaner, die auf bürgerlichem Gebiete alle mögliche Freiheit haben, sind plötzlich Sklaven, sobald sie auf das militärische treten, während doch dieß militärische Gebiet nur eine Fortsetzung des bürgerlichen ist oder sein soll.—Ist das Consequenz, ist das Freiheit, ist das Republikanismus?“ Nun gestehen wir, nicht zu wissen, was das Wort „Fortsetzung“ dort sagen will. Aber wir fragen jeden Nüchternen, jeden Vernünftigen, wo es mit solchen Grundsätzen hinaus will, ob durch sie Ordnung in einem Land und besonders in einer Republik zu erhalten, das Wohl der Bürger zu sichern wäre? Das ist die destructive Richtung, der das Wochenblatt in den neuesten Zeiten zu huldigen scheint. Hiegegen muß sich auch eine aller Politik fernstehende deutsche Zeitschrift um des deutschen Namens willen in diesem Lande erklären.

Diese destructive Richtung macht sich indessen noch viel mehr geltend eben auf dem Gebiete, dem das Wochenblatt am fernsten sein sollte aus weisen Gründen, nämlich gegenüber religiösen Interessen. Wer aber einmal in den destructiven Geist des Fanatismus gerathen ist, den reißt der Wahnsinn sogar leicht zum Selbstmord hin. Ach, daß doch Eichthal seinen Nachfolgern nur auch ein Stück von seiner Klugheit und Mäßigung hinterlassen hätte! Nun sind wir freilich von der deutschen politischen Presse Amerikas in dieser Hinsicht überhaupt wenig Freiheit und Takt gewohnt. Dieselbe ist zwar „ehrlich, aber gottlos;“ sie bekennt ihre Verachtung gegen Religion und besonders gegen Christenthum meistens sehr offen. Bei so enormem Mangel an Bildung kann sie sich freilich der christlichen Religion, der Mutter alles dessen, was die neuere Geschichte von Civilisation und Cultur aufzuweisen hat, unmöglich zu Dank verpflichtet fühlen; sie müßte zuvor mehr lernen wollen. Wir wundern uns also nicht, wenn in solchen Blättern, die übrigens meistens wirklich nicht die Druckerschwärze werth sind, vom Christenthum als von einem alten, todten Aberglauben, von der Kirche als von einer Verführungsanstalt, von allen Gläubigen als von Dummköpfen, von allen Predigern als von Finsterlingen und Pfaffen die Rede ist. Wer so in die Welt hineinruft, der muß sich wahrlich auf seine Ohren, auf ein höchst edles

Publicum Rechnung machen! Indessen — laßt die Todten ihre Todten begraben! Auch sind ja schon manche dieser Blätter mit ihren Redactoren hingegangen an ihren Ort und konnten sich auf dem Wege mit der eigenen „Fackel" leuchten. Gleichwohl hätten wir kaum etwas zu lesen bekommen, worin auf dem Gemüthe und den religiösen Gefühlen Andersdenkender grausamer mit dem Pferdefuß wäre herumgetreten worden, als dieß in etlichen Nummern des Wochenblattes der neuesten Zeit der Fall war. Spott über Religion und Christenthum sind wir an gemüth- und geistlosen, mit sich selbst zerfallenen, innerlich über sich und die Welt ergrimmten Menschen längst gewohnt. Da war nun in New York vor Kurzem ein kirchliches Concert mit einer Auswahl guter Stücke kirchlicher Musik zum Besten eines wohlthätigen Frauenvereins veranstaltet in der großen Kirche der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde. Hierüber äußert sich das Wochenblatt unter demselben Datum vom 24. Febr. also: „Warum muß der deutsche Frauenverein seine Wirksamkeit durch pfäffische Beihülfe entstellen und seine Productionen durch den Himmel segnen lassen? Wer schlechte Absichten verfolgt, mag sich unter den Schutz des Himmels stellen; gute Absichten segnen sich selbst." Habt ihr je von einer solchen Verkehrung ewiger Grundsätze gehört? Also wer Böses im Sinne hat, der soll Gott im Himmel um Hülfe bitten; wer Gutes will, der hat es nicht nöthig.* Schändlichere Worte aus demselben Herzen übergehen wir absichtlich. Die edle Frau, welche auf jene

---

* Zum Belege, daß wir unter den Lesern des „Wochenblattes" es nicht allein sind, welche sich durch diesen schaamlosen und niederträchtigen Angriff auf das Heilige empört fühlen, erlauben wir uns eine Stelle aus dem Briefe eines gelehrten Freundes anzuführen, welcher seiner politischen Gesinnung nach durchaus liberal und republikanisch ist und seinem Amte nach nicht zu den „Pfaffen" gehört.—„Mit wahrem Abscheu habe ich die Richtung bemerkt, die unter Heinzen's Redaction die Schnellpost nimmt. Es würde mir Grauen erregen, wenn es nicht eckelhaft wäre, was in der letzten No. des Wochenblattes über das Kirchenconcert des Frauenvereines in New York stand. „Gute Absichten segnen sich selbst; wer schlechte hegt, mag sich unter den Schutz des Himmels stellen." Ich bin mir bewußt, jede Ueberzeugung als solche zu achten, bin ich auch gezwungen, mich polemisch gegen dieselbe zu verhalten; ich könnte aber einen Buben, der so schreibt, mit Vergnügen peitschen sehen. Und dann die Malice in der Bezeichnung der protestantischen Geistlichen durch „Pfaffen" u. d. gl. So sind aber diese Radicalen, deren Regiment ich mehr fürchten würde, als das des russischen Czaren. Wie unglücklich ist Ihr schönes Vaterland, daß es zum wahren Heerde dieses gemeinen Radicalismus hat werden müssen. Kürzlich schrieb mir ein bedeutender Mann aus Zürich: „Sie werden wohl schon den Sieg der Canaillokratie über die Clerokratie erfahren haben." Das schöne Wort Freiheit hat sich doch auf eine scheußliche Weise mißbrauchen lassen müssen. Ich habe im Boston'schen Mercur Heinzen vorige Woche ein wenig vorgenommen, weil er ausschlägt, als wäre er allein ein Pferd, alle andern dagegen Esel. Er wird gewiß sein Anathema gegen mich aussprechen, auf das ich nichts erwiedern werde, als: Talibus displicuisse laus est; jedoch will ich unermüdlich fortfahren, seine publicistischen Thaten vor dem Publicum zu zergliedern, so lange bis geschicktere Hände dieß thun, damit der Mann doch erfahre, daß seine Gesinnung in gewisser Richtung nicht bloß in Europa Anstoß erregt hat."

Note antwortete, sei uns in hohen Ehren um ihrer guten Meinung willen und wir freuen uns, daß es ihr gelang, den Stein aus dem Koth aufzuheben, ohne sich die Hände zu besudeln. Es thut uns um so mehr leid, daß sie es mit einem Menschen zu thun hatte, der die Superiorität der musikalischen Schöpfungen im Kirchenstyl eines Palestrina, eines Händel, Bach, Hayden und anderer nicht zu fassen vermag; wir erinnern selbst an die demüthige Verehrung, die auch ein Mozart dem Genius eines Händel zollte.

Allein die Frage ist, ob K. Heinzen selbst die niedrigsten Erwartungen rechtfertigt auf diese Weise, in den Manifestationen eines solchen wirren Geistes, einer also toll gewordenen Irrreligiosität? Welcher gebildete Mann wird in unsern Tagen ein Blatt unterstützen wollen, das selbst die krankhaftesten Erscheinungen des auf seinen Selbstmord zielenden Freiheitsgeistes der französischen Revolution in seinem Spott über Gott und Glauben zu überbieten sucht? Ja, K. Heinzen klagt, welche bitteren Erfahrungen er schon mit Landsleuten in der neuen Welt zu machen hatte. „Wir gestehen," sagt er in No. 10 v. 9. März, „wenn die Belehrung in der Erfahrung bestehen soll, daß die Erbärmlichkeit der Gesinnung unter unsern hiesigen Landsleuten einzelne ausgesuchte Vertreter hat, so sind wir schon belehrt genug." Die Klage ist bei uns eine alte. Sie muß aber ganz hauptsächlich in Folge seines eigenen über die Maaßen arroganten und das sittliche Gefühl, so wie den wahrhaft gebildeten Sinn empörenden Auftretens unter uns und der Art und Weise, wie er zu wirken sucht, auf's Neue und kräftig zur Ehre des deutschen Namens wiederholt werden.

Und nun bleibt uns noch der so oft ausgesprochene Wunsch übrig, daß doch endlich einmal ein deutsches Blatt, politischen und allgemeinen Interessen gewidmet, erscheinen möchte, das, etwa als ein Wochenblatt, das Wichtigste aus der alten und neuen Welt mittheilen, gute Correspondenzen sich erhalten und sich wohl hüten würde, die religiösen Gefühle derer, die überhaupt noch an Christenthum und eine ewige Welt glauben, zu kränken. Wir zweifeln nicht, daß eine solche Zeitschrift auf die Unterstützung vieler Gutgesinnten in allen Gegenden der Vereinigten Staaten rechnen dürfte.

Nachschrift. — Soeben erfahren wir aus der neusten Nummer des „Wochenblattes der Deutschen Schnellpost" vom 23. März, daß Heinzen, nachdem er kaum ein Vierteljahr in Amerika gewesen ist, in Folge der französischen Februar-Revolution schon wieder nach Europa reisen und von dort aus an der Redaction der Schnellpost ferner Theil nehmen will. „Von Paris aus," sagt er, „erschallt ein Ruf, den ich nicht überhören darf. Er mahnt mich an sofortige Rückkehr nach Europa." Irren wir uns nicht, so haben seine bitteren Enttäuschungen hinsichtlich der hiesigen Zustände zu diesem plötzlichen Entschlusse nicht wenig beigetragen. Solche mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst zerfallene Fürstenfresser, Utopienträumer und Zuchtlosigkeitsschwindler können bei jedem achtbaren englischen und deutschen Amerikaner nur auf Gefühle der Verachtung oder höchstens des Mitleids rechnen und thun daher besser, diesen

Boden vernünftiger, auf der Grundlage der Sittlichkeit und Religion ruhenden Freiheit sobald als möglich zu verlassen und zu den Franzosen zu eilen. Die angeführte Nummer enthält zugleich mehrere so rohe und infernalische Ausfälle gegen das Gebet und die Geistlichkeit, welche ohne alle Unterscheidung „Pfaffen-Ungeziefer" gescholten wird, ja, selbst gegen die Ehe, daß der obenausgesprochene Tadel noch als wahre Milde erscheint. Aber unsere Feder weigert sich billig, in solch' eckelhaftem Kothe noch länger zu wühlen.

Was aus der so redigirten Schnellpost werden wird, ist leicht zu errathen. Den Selbstmord hat sie bereits begangen, sie braucht bloß noch begraben zu werden. Die Schandsäule für ihren Leichenhügel ist auch schon fertig. Möge ihr tragisches Ende zugleich ein Läuterungsproceß für den Liberalismus der Deutschen Amerika's sein, und dadurch ihr Fluch sich wider Willen in Segen kehren.

Die Studien und Kritiken.

Es gehört mit zur Aufgabe unserer Monatsschrift, das Wichtigste aus den theologischen Forschungen Deutschlands mitzutheilen, dadurch das Band mit diesem, an wissenschaftlichen Kräften so überaus reichen und merkwürdigen Lande fester zu knüpfen, und unsern Lesern zugleich den oft schmerzlich gefühlten Mangel der deutschen Journale wenigstens einigermaaßen zu ersetzen. Wir werden uns bemühen, dieses Bedürfniß in der Weise zu befriedigen, daß auch diejenigen Abonnenten, welchen es vergönnt ist, zu den Quellen selbst zu steigen, einigen Nutzen davon haben mögen. Wir machen den Anfang mit einem beurtheilenden Auszuge aus dem ersten Hefte des Jahrganges 1848 der „Studien und Kritiken," herausgegeben von den DD. Ullmann und Umbreit.

Diese Zeitschrift, eine reiche Fundgrube ernster wissenschaftlicher Forschung, existirt nun bereits seit dem Jahre 1828 und zwar unter derselben Redaction. Sie hat etwa tausend Abonnenten und wohl zehn Mal so viele Leser, was für ein streng gelehrtes Journal und für Deutschland, wo die höhere Bildung aristokratisch ist, viel heißt.

Der neue Jahrgang wird eröffnet durch einen interessanten und geistvollen Aufsatz von Ullmann über „die Stellung der Studien und Kritiken in der Theologie und Kirche." Die „Studien" wollen zunächst die Gelehrsamkeit fördern und ein Depositorium der neusten Forschungen sein. Dabei haben sie doch im Allgemeinen eine bestimmte theologische Richtung, die man im Wesentlichen als die Schleiermacher'sche bezeichnen

kann. Bei ihrer Entstehung ertönte noch das Schlachtgeschrei des Supranaturalismus und Rationalismus durch ganz Deutschland. Diese beiden Systeme, so feindlich sie sich auch entgegengesetzt sind, stehen auf dem gemeinsamen Boden der einseitigen Abstraction, indem sie einmal das Christenthum wesentlich als Lehre, als einen Inbegriff von Dogmen und Vorschriften, und sodann Gott bloß als ein jenseitiges, über- und außerweltliches Wesen auffassen. Es fehlte ihnen der Begriff des Lebens, des Organismus und der allwirksamen Allgegenwart (Immanenz) Gottes, das Verständniß des paulinischen „In ihm leben, weben und sind wir.“ Ist das Verhältniß Gottes zur Welt ein bloß äußerliches, mechanisches, so gibt es entweder gar keine lebendige Einwirkung Gottes auf die Creatur, keine Offenbarung, und die Welt läuft, nachdem sie einmal geschaffen, wie eine aufgezogene Uhr von selbst ab—dieß behauptet der Rationalismus,—oder jene Einwirkung kann nur in schlechthin übernatürlicher und unbegreiflicher Weise durch magische Zerreißung des natürlichen und geschichtlichen Zusammenhangs geschehen—und das ist die Grundanschauung des Supranaturalismus. Der Rationalismus hat Recht, indem er auf Rationalität, auf freie Erkenntniß der Wahrheit im Gegensatz gegen blinden Autoritätsglauben dringt, aber in diesem Streben ist ihm das Wichtigste, sein Object, der Glaube selbst abhanden gekommen, von dem und mit dem allein doch eine religiöse Erkenntniß möglich ist, und ohne welchen diese inhaltsleer und leblos wird. Der Supranaturalismus ist ewig wahr, sofern er an dem wesentlichen Inhalt der christlichen Offenbarung festhält und den übermenschlichen Ursprung und Charakter unserer Religion behauptet, aber in der ungenügenden und einseitigen Form, in welcher er am Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts auftrat, ist er der Geschichte anheimgefallen.

In diese Gährung der Geister, in diesen Kampf zweier feindlichen Brüder, die nicht ohne einander leben konnten, trat der verewigte Schleiermacher hinein. Die epochemachende Bedeutung dieses genialen Geistes ist die, daß er die lebendige, sowohl urbildliche oder ideale, als geschichtliche oder reale Persönlichkeit Christi, des Gottmenschen, als den alles beherrschenden Mittelpunkt des Christenthums und mithin auch der christlichen Theologie erkennen lehrte. Das Christenthum ist mithin vor allem Thatsache, Leben, ausgehend von der Person seines Stifters, in welchem Gottheit und Menschheit zu vollkommener und unauflöslicher Einheit sich verbunden haben, um von da aus auf alle Gläubigen in abgeleiteter Weise überzugehen. Wie der Glaube an den Erlöser und die Lebensgemeinschaft mit ihm das Herzblut der Frömmigkeit ist, so bildet die Christologie den Eckstein des christlichen Lehrgebäudes. In dieser Grundanschauung liegt der Anfang einer neuen, lebensfrischen, ebenso entschieden gläubigen, als freien Theologie. Daß Schleiermacher selbst noch vielfach die Spuren jener einseitigen Richtungen, aus denen er hervorgegangen ist, besonders des Rationalismus im weitern Sinne des Wortes, an sich trägt, und in der Ausführung seines Princips vielfach zu original und

willkührlich verfahren ist, um auf allgemeine Anerkennung rechnen zu können, dieß kann sein großes Verdienst nicht aufheben. Wohl aber sind diejenigen zu beschuldigen, welche sclavisch auf seine Worte schwören, statt sich von ihm zu dem alleinigen himmlischen Meister hinweisen zu lassen, welche sein System auf einem dermaligen unvollkommenen Entwickelungspunkte pedantisch festhalten wollen, statt dem frischen, von dem großen Manne selbst angeregten Zuge nach immer innigerer Versöhnung des wissenschaftlichen Denkens mit dem alten ehrwürdigen Bibel- und Kirchenglauben zu folgen. Von seinen besten Schülern, wie Neander, Nitzsch, Jul. Müller, Ullmann und Umbreit müssen wir sagen, daß sie einen Fortschritt über Schleiermacher hinaus zu einer positiven entschieden gläubigen Theologie bezeichnen, ohne daß dasselbe von allen Mitarbeitern an den Studien und Kritiken behauptet werden kann.

Wir wünschen von Herzen, daß die Zeitschrift mit ihren würdigen Vertretern auf der Bahn vom religiösen Subjectivismus zum orthodoxen Kirchenthum muthig fortschreite und immer mehr ohne alle Lauheit und Menschengefälligkeit auch die großen praktischen Fragen der Theologie, die sich jetzt in Deutschland immer entschiedener in den Vordergrund drängen, besprechen möge. Es freut uns, daß Ullmann (S. 54) verspricht, fortan mit größerer Schärfe gegen die antichristlichen Tendenzen der Zeit, wie sie sich besonders in dem Pantheismus, oder eigentlich besser Atheismus der intellectualistischen Schule eines Strauß, Zeller, Schwegler, Bruno Bauer und Feuerbach und ihrer jüngeren Nachtreter aussprechen zu Felde zu ziehen. Wahrlich, es gilt einen ernsten Kampf zu kämpfen gegen den bösen Zeitgeist, und wir müssen uns hüten vor Vergötterung der Wissenschaft, zumal wo es sich um die Cardinalfragen des Christenthums, um unsern alleinigen Trost im Leben und im Sterben handelt. Lieber wollen wir—und ich denke, darin wird Ullmann, wenn es bloß diese Alternative gäbe, mit uns gewiß übereinstimmen—zu kirchlich sein auf Kosten der Wissenschaft, als zu wissenschaftlich auf Kosten der Kirche.

Ullman setzt hierauf sein Verhältniß zu den neusten Richtungen der Theologie, welche die Schleiermacher'sche Vermittlungstheologie überflügelt haben, auseinander, nämlich zu der pantheistischen Untheologie, in welcher der ältere Rationalismus eine furchtbarere Gestalt angenommen hat und in förmlichen Nihilismus ausgeartet ist, und zu der streng kirchlichen Orthodoxie, die sich an den alten Supranaturalismus und Pietismus anschließend, denselben zu den symbolischen Grundlagen des 16. Jahrhunderts zurückgeführt und dadurch umgebildet hat. Die letztere hat wieder zwei Formen. Die eine steht auf dem Standpunkte der preußischen Union und will Lutherthum und Calvinismus als zwei sich ergänzende Seiten in conservativer Weise verbinden. Sie ist bekanntlich am kräftigsten und geistvollsten vertreten von der Evangelischen Kirchenzeitung Hengstenberg's und seiner zahlreichen Mitarbeiter, worunter auch mehrere einflußreiche Staatsmänner sind. Hengstenberg selbst ist zwar ursprünglich reformirt und wissenschaftlich besonders durch Calvin gebildet, dem er auch an Charakter ähnlich ist; aber in neuerer

Zeit scheint er sich im Dogma und in der Verfassungsfrage mehr zum Lutherthum hinzuwenden, ohne jedoch seinen großen Respect vor dem Genfer Reformator irgendwie zu verlieren. Die andere Form der kirchlichen oder protestantisch-symbolischen Orthodoxie ist streng lutherisch und hat ihre tüchtigsten Organe in den Zeitschriften des nun nach Leipzig berufenen Harleß, so wie von Guericke und Rudelbach. Unter den Universitäten vertritt dieselbe Richtung Erlangen mit Ausnahme des reformirten Ebrard.

Ullmann will diese kirchliche Orthodoxie als einen vollkommen berechtigten Theil, aber nicht als das Ganze gelten lassen und ruft ihr zu, über dem Kirchlichen das allgemeinere Biblische und Christliche, über der Orthodoxie des 16. Jahrhunderts die Fortschritte der modernen Wissenschaft und die Ansprüche der Gegenwart nicht zu vergessen. „Wir streben," sagt er, „ein Ganzes an; und dieses Ganze brauchen wir auch nicht erst zu suchen, sondern wir haben es gefunden in Christo, den wir ganz wollen in seiner Person und in seinem Werke, in seinem Leben und seiner Lehre, in seiner Menschheit und in seiner Gottheit; ganz, wie ihn die Schrift bezeugt; ganz, wie er in der Kirche lebt und herrscht; ganz auch darin, daß wir uns in ihm ohne menschliche Vermittlung Gott versöhnt und geeinigt, aber auch durch ihn von aller menschlichen Satzung und Autorität im Gebiete des Glaubens befreit finden." Gegen den Vorwurf der Halbheit und Unentschiedenheit beruft sich Ullmann auf die Heroen der Kirchengeschichte: „Auch der Apostel Paulus war ein Ganzer, ohne sich in die Enge des Judaismus bannen, oder vom Idealismus der beginnenden Gnosis verlocken zu lassen; auch Augustin war ein Ganzer, ohne beim Naturdienst des Manichäismus zu bleiben oder zur Heiligen-Kirche des Donatismus überzutreten; auch Luther war ein Ganzer, ohne sich den Anforderungen herrschender Kirchlichkeit im Papstthum oder der geschichtlosen Geistigkeit der schwärmerischen Secten seiner Zeit zu unterwerfen; auch Calvin war ein Ganzer, ohne sich dem Spiritualismus Zwingli's oder dem strengen Realismus Luther's hinzugeben, zwischen denen er vielmehr, wie in der Abendmahlslehre, so auch in anderen Dingen eine Vermittlung anstrebte; auch Spener war ein Ganzer, ohne durch den Glauben die Liebe, oder durch die Liebe den Glauben beeinträchtigen zu lassen; und will man ein Beispiel aus neuerer Zeit: auch Schleiermacher war ein Ganzer, ohne die Theologie der Speculation oder die Speculation der Theologie, ohne die Gemeinschaft dem Subject oder das Subject der Gemeinschaft zu opfern."

Das ist allerdings schön und wahr, nur darf man darüber nicht vergessen, daß es, besonders in kritischen Zeiten, wie der unsrigen, auch Gegensätze gibt, zwischen denen eine Vermittlung schlechthin unmöglich ist, und wo keine andere Wahl bleibt als entweder — oder.

2. Der zweite Artikel ist der Anfang einer Reihe von Aufsätzen über die reformirte Dogmatik, von Dr. Schneckenburger in Bern. Er ist hervorgerufen durch das neulich erschienene, sehr gelehrte und scharfsinnige Werk von Alex. Schweizer (in Zürich): „Die Glaubenslehre der Evan-

gelisch-reformirten Kirche, dargestellt und aus den Quellen belegt" in zwei Bänden, welches für die reformirte Dogmatik ungefähr dasselbe sein will, was Hase's "Hutterus Redivivus" für die lutherische. Es ist übrigens nicht so rein objectiv gehalten, sondern vielfach blickt der Schleiermacher'sche Standpunkt des Verfassers hindurch. Sodann gibt Schweizer seinem speciellen Landsmann Zwingli eine bedeutendere dogmatische Stellung, als ihm zukommt. Zwingli ist durch sein reformatorisches Handeln ohne Zweifel einer der ersten Gründer der reformirten Kirche, aber auf ihre Theologie hat Calvin ohne alle Frage einen weit durchgreifenderen Einfluß geübt. Schneckenburger erkennt die Verdienste der Schweizer'schen Arbeit dankbar an, hebt aber in seinem Aufsatz besonders die Seiten hervor, in welchen er von seinem Vorgänger abweicht. Es begegnen uns hier zwei der gründlichsten und scharfsinnigsten Kenner des reformirten Systems, welche zu gleicher Zeit keineswegs von einem confessionellen Parteiinteresse geleitet sind, sondern von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß die lutherische und reformirte Kirche, obwohl bis in die Fingerspitzen hinein verschieden, sich doch nicht gegenseitig widersprechen, vielmehr ergänzen. Wenn es zu einer wahren Union kommen soll, so muß vorher die Differenz und Eigenthümlichkeit der zu unirenden Parteien deutlich begriffen und in ihrem Rechte anerkannt werden; sonst ist die Union eine lügenhafte Verdeckung der Differenz, damit diese nachher um so schärfer wieder hervorbreche. Die neuere deutsche Theologie hat zu diesem Zwecke bedeutende Beiträge geliefert. Die wissenschaftliche Erkenntniß der Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche ist aber noch bedeutend zurück hinter der der lutherischen, was zum Theil auch von der größeren Mannigfaltigkeit und Freiheit der reformirten Kirche herkommt, welche keineswegs so aus Einem Stücke gewachsen und an eine einzelne Persönlichkeit geknüpft ist, wie ihre Schwester, und ebendarum weit schwerer als ein Ganzes begriffen und dargestellt werden kann.

3. Die übrigen Aufsätze und Recensionen des vorliegenden Heftes der Studien wollen wir bloß noch dem Namen nach anführen, da wir in ihnen nichts besonders Bemerkenswerthes finden: Umbreit über den Bußkampf Jakobs, 1 Mos. 32, 24—31. Nienäcker, Ein Wort zu Ehren Schleiermacher's. De Wette, Recension von Schenkels Wesen des Protestantismus, aus den Quellen des Reformations-Zeitalters dargestellt, Band I. 1846. Hundeshagen, Recension der Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien von Dr. G. Weber, Th. I. Bd. 1. 1845 (der ersten gründlichen und befriedigenden Arbeit über die englische Reformation vom deutschen Standpunkte aus). Wiggers, Uebersicht der kirchlich-statistischen Literatur aus den Jahren 1842—'46. Oldenburg, Züge aus der Gegenwart der evangelischen Landeskirche Preußens.

Luther's Stellung zum Pseudoprotestantismus.

Es ist Luthern schon oft der Vorwurf gemacht worden, er sei im Werke der Reformation nur halb Wegs gegangen und dann von der großen Bewegung zurückgetreten; ja, er sei sogar von der guten Sache abgefallen und habe dagegen gekämpft. Und wirklich finden wir auch Luthern in der zweiten und letzten Hälfte seines thatenreichen Lebens mehr gegen Richtungen, die unter seinen Anhängern entstanden waren, als gegen das Papstthum selber kämpfen. Allein es fragt sich, ob diese Richtungen ächt reformatorische Früchte waren, oder bloße Verzerrungen und Carricaturen des eigentlichen Reformationswerkes. Wenn das Letztere der Fall ist, so sind alle derartige Beschuldigungen gegen Luther unwahr und ungerecht. Fassen wir die Thatsache selber in's Auge, verfolgen wir ihren Verlauf, und die Wahrheit wird sich uns von selber ergeben.

Durch das Evangelium von der Herrschaft der Sünde und der tödtenden Macht des äußerlich befehlenden Buchstabengesetzes freigemacht, griff Luther unerschrocken das römische System der Gewissenstyrannei an und focht für die evangelische Freiheit des Herzens und Geistes zu einer Zeit, wo er noch allein stand, und keiner öffentlich mit ihm in die Schranken gegen Rom trat. In seinem furchtlosen Zuge nach dem Wormser Reichstage, seinem muthigen, glaubensvollen Zeugniß vor Kaiser und Reich sehen wir Luthern auf dem Höhepunkt seines Kampfes für evangelische Gewissensfreiheit,—der Bannfluch des Papstes hatte ihn einige Monate zuvor getroffen, und nun wurde er auch mit der Reichsacht belegt. Indeß, trotz allem Widerspruch und aller Verdächtigung der Feinde, hatten die reformatorischen Ideen Luthers viele Tausende des deutschen Volkes ergriffen und viele, die schon vorher gegen Rom gestimmt waren, hatten sie mit Jubel begrüßt. In ganz Deutschland gährte es, überall brachen reformatorische Bewegungen hervor. So konnte es nicht fehlen, daß auch viel Unreines zum Werke hinzuschlagen, viel Unlauteres mit unterlaufen und viel Mißverständnisse in der großen Sache der Reformation entstehen mußten.

Als dem eigentlichen Wesen der Reformation fremde müssen die Bestrebungen eines Ulrich von Hutten und Geistesgenossen angesehen werden, welche aus politischen und patriotischen Gründen gegen Rom kämpfen und mit fleischlichen Waffen das alte System niederreißen wollten, ohne im Stande zu sein, etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Luther erkannte zwar die warme Theilnahme dieser Patrioten an seinem Werke dankbar an; erklärte sich aber mit den Mitteln, die sie gebrauchten, durchaus nicht einverstanden. „Ich möchte nicht," schreibt er, „daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie wie-

derum in Stand kommen, und der Antichrist, wie er seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen."

Als eine Carricatur der Reformation ist auch der Bauernkrieg anzusehen. Die Bauern, damals sämmtlich leibeigen, waren wirklich in einer gedrückten Lage und hatten im Elsaß und in Schwaben schon früher Versuche gemacht, mit Gewalt die Fesseln zu brechen. In der Zeit nun, als der Kampf für die Gewissensfreiheit so kräftig von Luther gehandhabt, und das römische Joch abgeschüttelt wurde, bildete sich auch eine Bewegung unter den Bauern für politische Freiheit. Zu dem kam, daß die reformatorischen Ideen von der christlichen, geistlichen Freiheit von der Masse meist fleischlich aufgefaßt, und auf's Politische gezogen wurden. Dadurch bekam dann die Sache einen christlichen Schein, die fleischlichen, fanatischen Bauern hielten Luther für ihren Vorkämpfer und ihr und Luther's Werk im Grunde für Ein und dasselbe. Das glaubten auch Luther's Feinde, und besonders die streng papistischen Fürsten. Aber Luther wußte hier wiederum die gesunde Mitte zu halten. Den Bauern sagte er, Aufruhr und Empörung sei strafbarer Frevel gegen Gottes Ordnung, sie sollten an ihm ein Beispiel nehmen, wie er die gräuliche Tyrannei des Papstes ohne Schwert und Aufruhr zum Fallen gebracht, indem er bloß das Evangelium getrieben und die Sache Gott anheim gestellt habe. So sollten auch sie auf rechtlichem Wege und mit erlaubten Mitteln Abhülfe ihrer Beschwerden suchen und ihre Sache Gott anheimstellen. Den Fürsten sagte er, sie und die Pfaffen (wie er die päpstlichen Priester nannte,) hätten durch Unterdrückung der Wahrheit und ihre Tyrannei solch Unglück und Aufruhr herbeigeführt; sie sollten es so ansehen, als ob Gott sie durch die Bauern strafe. „Ihr müsset anders werden," ruft er ihnen zu, „und Gotte weichen; Gott fürchtet, seinen Zorn sehet an; und ist euch noch zu rathen, meine lieben Herren, so weichet ein wenig, um Gottes Willen, dem Zorn."

In dem subjectiven Treiben eines Carlstadt und der Zwickauer Propheten offenbarte sich ebenfalls eine falsche Richtung des Protestantismus. Als es Luthern vergönnt war, nach schweren Kämpfen auf der Wartburg auszuruhen—er hatte freilich hier nur Ruhe nach außen; in seinem Innern war er oft voll Unruhe und Angst; zudem arbeitete und schrieb er viel;—da entwickelte sich im Mittelpunkte der reformatorischen Bewegung eine Richtung, die Luther sogleich als eine Verzerrung seines Werkes erkannte. Er hatte für's Erste die evangelische Wahrheit nur in die Herzen bringen wollen, und darum alle äußeren Einrichtungen in der Kirche unbedenklich fortbestehen lassen. Sei der Aberglaube nur erst innerlich im Herzen zerstört, und wahrer Glaube an dessen Stelle getreten, so werde jener im Aeußern zeitig genug von selbst fallen. Dagegen trat nun Carlstadt in Wittenberg, ein älterer College Luther's, in unklarer Verstandesschwärmerei und einseitiger Subjectivität auf und wollte unberufener Weise die Reformation auch im Aeußern durchführen. Durch fanatische, aufregende Predigten wußte er in Verbindung mit einigen Mönchen, Bürger und Studenten zu fanatisiren

und mit dem Schwindelgeist subjectiver Schwärmerei anzustecken. Von ihm geführt, stürmten sie den öffentlichen Gottesdienst, stellten tumultuarisch die Messe ab, warfen die Bilder aus den Kirchen, zertrümmerten die Altäre, u. s. w.* Dazu kam noch etwas viel Schlimmeres. In Zwickau waren Männer aufgetreten, die das Princip der Reformation in die einseitigste Subjectivität verkehrend, anstatt ihr inneres Leben demüthig der untrüglichen Norm der heiligen Schrift zu unterwerfen, sich unmittelbarer göttlicher Offenbarung rühmten, die Sacramente, wie alle äußern Gnadenmittel verwarfen, und Luthern, der an der Objectivität des Wortes Gottes festhielt, einen Buchstabenknecht schalten. Diese Schwärmer kamen nach Wittenberg und schürten das dortige wilde Feuer noch mehr an. Es drohte eine unordentliche Revolution: die Schwärmer wollten alles Alte umstoßen und eine ganz neue Ordnung der Dinge einführen. Melanchthon war rathlos, Friederich der Weise darniedergeschmettert; die Feinde jubelten. Da brach Luther vom Geiste Gottes getrieben von seiner Wartburg auf und erschien plötzlich in Wittenberg, um den Sturm zu beschwichtigen. Acht Tage hintereinander predigte er mit großem Ernst und Nachdruck, aber mit weiser Schonung, gegen die unberufenen Neuerer und Schwärmer; und es gelang ihm durch Gottes Gnade, die Ordnung wiederherzustellen. Die Zwickauer Propheten verließen Wittenberg, und Carlstadt verhielt sich eine Zeit lang ruhig. Bald aber im Jahr 1524 verließ er Wittenberg und begab sich nach Orlamünde, mehr in die Nähe der prophetischen Schwärmer, schmähte dort auf Luther's Papismus, fing die Bilderstürmerei auf's Neue an und suchte das Meßwesen dadurch gänzlich zu stürzen, daß er eine Lehre vom Abendmahl vortrug, die in geradem Gegensatz zu der römischen stand. Er läugnete schlechthin jede Gegenwart Christi im Abendmahl, und erklärte es für ein nacktes Gedächtnißmahl. Luther, vom Churfürsten nach Jena gerufen, um dem schwärmerischen Unwesen zu steuern, predigte in Carlstadt's Gegenwart mit Kraft und Nachdruck gegen die Münzer'schen Schwarmgeister, die Bilderstürmer und Sacramentirer, wie er diejenigen nannte, die in Taufe und Abendmahl nur das Subjective festhalten wollten. Carlstadt glaubte sich beleidigt und fing nun einen Federkrieg mit Luther an, den er auch nach seiner Verbannung noch in der Schweiz fortführte. Luther blieb ihm die Antwort nicht schuldig; und so entspannen sich die unseligen Abendmahlsstreitigkeiten, die übrigens nicht halb so bedeutend geworden wären, hätten nicht die schweizerischen Reformatoren sich veranlaßt gesehen, dieselben aufzunehmen. Luther glaubte nun auch gegen die exegetisch mehr nüchterne, im Wesentlichen aber mit Carlstadt übereinstimmende Ansicht der Schweizer die objective Realität des Sacraments festhalten und vertheidigen zu müssen; und insoweit er für das Wesen und die Sache der Abendmahlslehre und nicht bloß für eine besondere Form und theoretische Fassung

* Bekanntlich wurden in den reformirten Landestheilen der Schweiz die Kirchen ebenfalls von den Bildern und anderem Abergläubischem gereinigt. Dieß geschah aber auf Verordnung der Obrigkeit, und ohne die geringste Unruhe zu erregen.

derselben kämpfte, muß man ihm Recht geben; denn in der Zwingli'schen Ansicht ist das Objective im Sacramente nicht in seinem Rechte gelassen.*

Dieß war die Stellung Luther's zu dem Pseudoprotestantismus seiner Tage. So entschieden er gegen geistliche und weltliche Tyrannisirung der Völker auftrat, so entschieden protestirte er auch gegen alle geistig-religiöse und bürgerliche Zuchtlosigkeit. Subjective Willkühr der Einzelnen im Gebiete der Religion fand so wenig Gnade in seinen Augen, als die Gewissenstyrannei des Papstes und der Bischöffe. Sein Werk ging dahin, die Christenheit sowohl von aller äußern Menschenknechtschaft, als auch von aller Selbstsucht und innern Gebundenheit der Sünde zu befreien. Wie wichtig ist eine solche Stellung auch in unserer Zeit, in der jene beiden Extreme, besonders aber das Extrem subjectiver Willkühr in der Religion, auch den Verständigern und Nachdenksamen so nahe liegen, während hunderttausende unserer Zeitgenossen schon längst in einem oder dem andern, die meisten in dem letztgenannten, gefangen sind. J. G. Z.

Deutsche Mission in Jowa.

(Correspondenz aus Dubuque vom Febr. 1848.**)

Herzlichen Dank für Dein werthes Schreiben vom 22. Dec. des verflossenen Jahres. Allerdings habe ich schon längst sehnlich gewünscht, wenigstens Einen lieben Bruder als Mitarbeiter unter den Deutschen in der Nähe zu haben. Ich hoffte auch, Bruder Rauschenbusch werde sich entschließen, einen dieser Grenzposten zwischen der Christen- und Heidenwelt zu besetzen. Da er aber einen seiner Tüchtigkeit ebenso angemessenen und noch wichtigern Wirkungskreis in New York angenommen hat, so freue ich mich um so mehr, daß das theologische Seminar in M. einen tüchtigen, für die Sache des HErrn begeisterten Arbeiter aussenden kann, der willig ist, nach dem Westen zu ziehen. Nebst mehreren Plätzen, wie z. B. Milwaukie, Chicago und deren Umgebung, bedarf besonders

* Bekanntlich hat der größte Theil der reformirten Kirche des 16ten Jahrhunderts die objective Bedeutung der heiligen Sacramente festgehalten. Die objective Ansicht zieht sich unverkennbar durch Calvin's Schriften und alle unter seinem Einfluß entstandenen Symbole der reformirten Kirche durch. Nicht im Wesentlichen der Abendmahlslehre, sondern nur in der besondern theoretischen Form und Fassung derselben, liegt daher das Unterscheidende beider Kirchen.

** Es ist vielleicht nöthig zu bemerken, daß wir für die Ansichten dieses Briefes nicht verantwortlich sind. D. H.

auch Galena und dessen Nachbarschaft solcher Boten des Friedens. In Galena und dessen Nähe habe ich seit einem Jahre schon öfters gepredigt. Eine Anzahl von Deutschen lutherischer und reformirter Confession haben mich wiederholt gebeten, ich möchte mich förmlich unter ihnen niederlassen, damit sie den Segen einer regelmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes und der Pastoralpflege genießen können. Ich konnte mich aber nicht entschließen, meinen ersten Missionsposten zu verlassen, bevor etwas Bleibenderes in der Sache des HErrn zu Stande gebracht war. Br. B. darf sich aber deßwegen nicht vorstellen, daß in Galena ꝛc. das Missionsfeld gut vorbereitet oder gar reif zur Ernte sei. Nein, dort, wie überhaupt auf den meisten Plätzen dieser westlichen Gegenden ist der Boden noch meistens wild, der erst gebrochen, gepflüget und abermals gepflüget werden muß, bevor auch nur mit Hoffnung gesäet werden kann. Und welche Mühe kostet nicht eine feste Umzäunung des Saatfeldes, nebst beständiger Bewachung desselben, damit nicht die Säue und andere Unthiere die junge Saat verderben. Dazu kommt, daß der gerechte Grundsatz: jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und diejenigen, welche am Evangelium arbeiten, sollen sich auch vom Evangelium nähren, nicht gehörig anerkannt ist oder wegen Armuth der Leute nicht in Anwendung gebracht wird. Ich dürfte daher den Br. B. nur insofern einladen, hieher zu kommen, als er wenigstens für den Anfang von irgend einer christlichen Gesellschaft im Osten unterstützt wird. Das theologische Seminar hat ohne Zweifel voll auf zu thun, um seine nothwendigen Auslagen zu bestreiten, ohne noch die herangebildeten Arbeiter auf ihrem Arbeitsfelde zu unterstützen. Sollte auch die deutsch-reformirte Kirche im Osten keine Mittel zur Unterstützung ausgesandter Missionsprediger besitzen, so würde ich vorschlagen, daß Br. B. im Dienste der amerikanischen inländischen Missionsgesellschaft nach Galena kommen möchte. Wenn Du und Deine Herren Collegen solches gut heißen und B. einwilligt, so bedarf es dazu nur einer Empfehlung von Deiner Seite an die Committee der benannten Gesellschaft in New York. Die correspondirenden Secretäre sind Rev. Milton Badger, D. D. und Rev. Charles Hall, Nassau Straße, No. 150, New York. Die genannte Gesellschaft, welche von der presbyterianischen und congregationalistischen Kirche gegründet ist, bindet ihre Missionsarbeiter nicht unbedingt an ihre Kirchenform, sondern läßt ihnen ziemliche Freiheit, wenn sie nur auf den Grund der Apostel und Propheten bauen, wovon Christus der Eck- und Grundstein ist. . . . . .

Ich habe meinerseits kein Bedenken getragen, mich in meiner isolirten Lage an die Congregational Association in Jowa anzuschließen und auch für meine kleine Gemeinde, die am letzten Weihnachtsfeste unter dem Namen: Evangelisch-deutsche Gemeinde, dem HErrn geweiht wurde, die Constitution der benannten Kirche zu adoptiren, mit Beibehaltung jedoch der Feier der hohen Festtage und der Confirmation im Sinne der reformirten Kirche. So lange keine deutsche evangelische Synode in der Nähe besteht, wird sich unsere Gemeinde auch an die Congregationalisten Kirche anschließen, sofern dieselbe unsern europäischen Sauerteig nicht scheut. Ich habe diesen Weg eingeschlagen, weil er mir in

dem Labyrinth von kirchlichen Namen und Parteien der geeignetste schien, um die Scrupel und Vorurtheile der Lutheraner und Reformirten, ja wo möglich auch der Katholiken, leichter zu überwinden und alle unter dem Panier des Kreuzes Christi und seines Evangeliums zu vereinigen. Wenn irgendwo, so ist's besonders hier nothwendig, im Sinne des großen Apostels und Missionärs der Heiden, allen alles zu werden, um jedenfalls etwelche zu retten. Wenn wir die Leute nur für Christus gewinnen; was thut es, wenn wir dabei einen noch so bedeutsamen, aber doch menschlichen Namen aufgeben, zumal wo derselbe mit einem noch bedeutsameren und zugleich biblischen Namen ersetzt werden kann? Die Grundsätze der reformirten Kirche können ja ohne fraus pia in einer Gemeinde festgehalten werden, auch wenn sie sich mit dem Namensattribut „evangelisch" begnügt. Und hier ist ein Umstand, der nicht unerwähnt bleiben darf, mit Rücksicht auf Br. B. Es ist meine feste Ueberzeugung, die sich auf Erfahrung gründet, daß es ihm unendlich schwerer würde, in diesen Gegenden, wo Lutheraner und Reformirte unter einander gemengt sind, Gemeinden zu gründen, wenn er streng bei dem Namen seiner Mutterkirche bleiben will. Als in Galena im letzten Sommer diese Angelegenheit zur Sprache kam, so schlugen beide, Reformirte und Lutheraner, vor, um der Vereinigung willen, lieber beide Namen fallen zu lassen und die Gemeinde entweder Evangelische oder Presbyterianische zu nennen, ja die Mehrzahl hätte den letzteren Namen darum noch vorgezogen, weil die meisten Stadtbewohner derselben Kirche angehören. Ich ziehe den ersteren vor, weil er nicht nur die Form des Kirchenregimentes, sondern zugleich Lehre und Leben bezeichnet und in Europa längst schon für vereinigte Gemeinden adoptirt worden ist.

Herzlich freue ich mich über Dein Vorhaben, als deutscher Kirchenfreund zum deutschen Publicum in Amerika und ohne Zweifel auch in Europa zu sprechen. Dein alter Bekannter möchte sich auch einen monatlichen Besuch dieses lieben Kirchenfreundes erbitten. Ein solches Blatt ist in der That äußerst nothwendig und entspricht einem tiefgefühlten Bedürfniß, besonders in solchen isolirten Lagen, wie die meinige ist. Ich werde mir Mühe geben, außer meiner Subscription so viele zu sammeln als möglich ist. Allein die Armuth, der Mangel an Bildung, die zum rechten Genuß einer solchen Zeitschrift erforderlich ist, wird es äußerst erschweren, Subscribenten zu finden, wie äußerst billig auch Dein Kirchenfreund zu haben ist. . . . . .

Von größerer Wichtigkeit für die Missionssache unter den Deutschen im Westen, als mein Besuch nach dem Osten, ist, daß eine Schaar tüchtiger, für die Sache des HErrn begeisterter Arbeiter von M. hieher komme. Solche mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Eingewanderten gebildete Missionäre passen hier besser, als ältere, unter dem Joche einer stagnirten Staatskirche steif gewordene Pastoren meines Gleichen. Wenn irgend ein christliches Institut in Amerika ein Bedürfniß ist, um den Auswanderungsstrom der Deutschen in den rechten Canal zu leiten, so ist es ein solches, wie

das in M.* Hier an Ort und Stelle weiß ich Deine, im Basler-Volksboten ausgesprochene Ansicht, daß die Missionäre und Pastoren für die Deutschen in Amerika auch in diesem Welttheile wenigstens ihre Schlußbildung empfangen sollten, besser zu würdigen. Manches, z. B. das Bestehen der vielen Kirchen-Parteien; die Nothwendigkeit sich durch dieselben hindurchzuwinden, ohne der eigenen Ueberzeugung Gewalt anzuthun, und ohne die goldene Pflicht und Regel der Liebe und Verträglichkeit zu verletzen; die Schwierigkeit, Seelen für Christus zu gewinnen und in Gemeinden zu sammeln, ohne den Vorwurf der Parteisucht und Selbstsucht und des religiösen Neides sich zuzuziehen; die Nothwendigkeit, in Ermangelung von Kirchenfonds, aus freiwilligen Beiträgen den Gehalt zu beziehen: solches und anderes mehr, was unser einen leicht entmuthigen kann, ist für den amerikanischen Theologen ein Sporn zur regeren Thätigkeit. Die christlichen Vereine in Europa würden ihre Liebesgaben für die Sache des HErrn zweckmäßiger verwenden, wenn sie die theologischen Seminarien der amerikanisch-deutschen Kirche unterstützen und zugleich denselben begabte, von Liebe zum HErrn und zur Mission erfüllte Jünglinge zusenden würden, damit sie daselbst den theologischen Cursus durchmachen und, was so sehr nothwendig ist, auch mit der englischen Sprache vertraut werden könnten.

Was ist doch aus dem Projecte des Herrn Zimmermann zur Gründung eines Schullehrer- und Predigerseminars in Wisconsin oder Jowa geworden, wozu der Gustav Adolph's Verein seine Unterstützung angeboten haben soll? Ich habe seit jener Anzeige in öffentlichen Blättern gar nichts mehr davon vernommen. Nach meiner Ueberzeugung wird Hr. Zimmermann seinen gut gemeinten, aber nach europäischen Verhältnissen gefaßten Plan an Ort und Stelle modificiren müssen, um das erwünschte Ziel zu erreichen. . . . . .

Ob der Censur Deiner alten Freunde in Europa, wegen Deines Angloger-manismus, wirst Du dich hoffentlich nicht irre machen lassen. Diese guten Herren sollten doch aus der Völkergeschichte gelernt haben, daß Derjenige, der solche Gährung der Völker in seinen göttlichen Erziehungsplan aufgenommen hat, damit auch einen heilsamen Umwandlungsproceß der Masse bezweckt, um sie vor Fäulniß zu bewahren und ihr eine neue Lebensfrische zu geben. Wenn es diese Herren aber besser verstehen, so mögen sie selber herüber kommen, um die in ihren Augen nachtheilige Gährung und Amalgamation zu verhüten. . . .

---

* Dasselbe gilt natürlich auch von den hiesigen Bildungsanstalten der lutherischen Kirche, wie unser Correspondent mit Freuden selbst zugeben wird. D. H.

Kirchliche Zustände in der Sweiz.

(Correspondenz aus der Schweiz.)

Theurer Freund! — Die ernsten Bewegungen, welche seit einem halben Jahr die Schweiz, Ihr altes Vaterland, erfüllen, haben Sie wohl durch die Blätter erfahren. Seit dem 23. Nov. dieses Jahrs sind dieselben in ein neues Studium eingetreten, und es wird Ihnen nicht unangenehm sein, etwas Näheres darüber zu vernehmen. Die äußere politische Natur dieser Bewegungen liegt oben auf, und ist jedem Unbefangenen leicht erkennbar. Zu bedauern ist, daß die Mehrheit des Volkes auf beiden Seiten nicht tiefer in die Quellen der Gegensätze geblickt hat, der traurige Zusammenstoß wäre nicht erfolgt, auch hätte die radicale Partei nie die unbegrenzte Herrschaft erlangt, zu der sie nun hinaufgestiegen ist. Seit jener großartigen Erhebung des Zürchervolks gegen die Berufung des Dr. Strauß auf den theologischen Lehrstuhl im Jahr 1839 wurde die radicale Partei in der Schweiz compacter; sie vereinigte sich, entwarf Angriffspläne auf die liberal-conservative Partei und bemächtigte sich der Presse. In einer Menge von Blättern und Flugschriften ergoß sie ihre wühlerische Gesinnung über das arme, der Mehrzahl nach unselbstständige Schweizervolk. Die Blätter der Opposition hatten wenig Abnehmer und konnten nur mit großen Opfern der Betheiligten herausgegeben werden. Bald gelang es den Radicalen, die Klöster im Kt. Aargau mit Einem Schlag aufzuheben, obgleich dieselben durch die Bundesacte von 1815 garantirt waren; — sie stürzten die ehrenwerthe und kräftige Regierung in der Waadt und setzten eine durch und durch radicale an deren Stelle. Bald darauf fiel ihren Angriffen diejenige von Genf, zuletzt wußten sie sich im großen Rathe zu St. Gallen eine Mehrheit zu gewinnen und damit hatten sie eine Mehrheit in der Tagsatzung errungen, sie konnten auf dem Wege der Legalität ihr Reformgeschäft in der Schweiz beginnen. Die Mittel, durch welche der Radicalismus zu diesem Einfluß gelangte, waren natürlich nicht immer stichhaltig vor dem Richterstuhl der Wahrheit und des Rechtes; Männer von erprobter Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit wurden auf die schnödeste Weise angegriffen und verläumdet, aus dem Zutrauen des Volkes entfernt; mitunter machte man diesem allerlei Verheißungen von materiellen und geistigen Gütern, die unter veränderter Verfassung reichlich über das Volk würden ausgegossen werden. Hunderte im Vaterlande sahen diesem traurigen Treiben zu und blieben mit Ausnahme einiger Oppositionsblätter ruhig, sei es, daß sie die Macht der Radicalen nicht so groß glaubten, oder daß sie sich der Hoffnung hingaben, ein solches Lügengewebe werde in sich selbst ohne Wirkung zusammenfallen. Es zerfiel nicht in sich selbst, die Radicalen gelangten zum Sieg, durch eidgenössische Waffen. Wie dieses zuging will ich Ihnen, verehrter Freund, in kurzer Erzählung mittheilen.

Durch die Klosteraufhebung im Kt. Aargau wurden sieben katholische Stände, an der Spitze Luzern, dann Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, tief aufgeregt. Die Existenz der Klöster war nicht unter die Macht der Regierungen, in deren Gebiet sie standen, gestellt, sondern durch die Bundesacte von 1815 gewährleistet. Die Klöster waren nicht bloß Anstalten für die betreffenden Kantone, sondern für die katholische Bevölkerung der gesammten Schweiz. Die Katholiken sahen in dieser Aufhebung einen Act der Willkühr, gegen die Interessen ihres Glaubens und ihrer Confession gerichtet. Unter dem Einflusse eines angesehenen frommen Landmannes, des

Großrathes Leu von Ebersol, beschloß der Große Rath von Luzern zur Wehrung und Befestigung des katholischen Glaubens die theologischen Lehranstalten dem Orden der Jesuiten zu übergeben. Von diesem sollte eine gläubige Priesterschaft für die nächste Zukunft ausgehen. Schnell wurde von der andern Seite dieser Beschluß dazu benützt, dem Volke die Jesuiten als Feinde des Fortschrittes und der Aufklärung verhaßt zu machen. Es war eine Zeit lang durch die radicalen Blätter eine wahre Jesuitenhetze; zuletzt brach sie in Thätigkeit aus. Unter den Augen der Regierungen von Bern, Aargau, Solothurn wurden Freischaaren gesammelt, aus den Kantonalzeughäusern bewaffnet und zweimal gegen Luzern geführt; beidemal wurden sie kräftig zurückgeschlagen, das zweite Mal mit Verlust großer Beute und Bezahlung der Kriegskosten. Die Regierung von Bern, durch diese Schlappe zur Besinnung gebracht, erließ ein Gesetz gegen die Freischaaren und bestrafte die Urheber. Damit legte sie den Grund zu ihrem Sturz, sie wurde verdrängt, und der General der Freischaaren, der dabei eine feige Rolle gespielt hatte, wurde an die Spitze der Berner Republik und für dieses Jahr zum Bundespräsidenten erhoben.

Jetzt war die Sache der Radicalen so weit gediehen, daß sie in der Tagsatzung die Mehrheit inne hatten. Die katholischen Stände erkannten die Gefahr, in die sie versetzt waren. Denn jetzt konnten sie sichs nicht verhehlen, daß nicht bloß mehr Freischaaren, sondern ein eidgenössisches Heer gegen sie werde geführt werden. Sie wurden auch von Oestreich und Frankreich ermuthigt, den Kampf für die Erhaltung der Schweiz aufzunehmen und wo möglich den Radicalen die Uebermacht aus den Händen zu winden. Die genannten sieben Kantone schlossen unter sich ein Schutzbündniß mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie damit keinen Angriff auf die Gegner beabsichtigen, sondern nur ihre Souveränität, ihre Religion und den Bund von 1815 aufrecht halten wollen. Leider brachte dieser Schutzvertrag Leben in die Gegner. Laut klagten sie die inneren Kantone des Bundesbruches an. Man mußte sich wundern, dieselben Leute so warm für die Aufrechthaltung des Bundes reden zu hören, die denselben Bund, durch die Aufhebung der Klöster schreiend gebrochen hatten. Vergebens rechtfertigten die Katholiken ihren Schutzvertrag mit dem meuchlerischen Ueberfall der Freischaaren, vergebens versicherten sie, dieser Bund sei nur gegen bundeswidrige Angriffe gerichtet. Die andere Partei konnte sie als bundesbrüchig beim Volke anklagen und zwölf Kantone beschlossen die Auflösung des Vertrags. Da sodann die Katholiken erklärten, sie können den Vertrag erst dann aufheben, wenn ihnen Garantieen gegen gewaltsame Angriffe und für ihre Rechte und Freiheiten gegeben würden,—so hatte die Tagsatzungsmehrheit willkommene Ursache, sie des Ungehorsams und der Rebellion anzuklagen, und stellte eine Armee von 94,000 Mann aller Waffengattungen gegen sie ins Feld.

Daß der Sieg auf Seiten der Radicalen sein werde, mußte jeder zum Voraus annehmen, der das Verhältniß der Bevölkerung sich vergegenwärtigte. Man hatte aber Grund zu fürchten, die innern Schweizer werden, ihrer Geschichte treu, sich wie Löwen schlagen und großes Blutvergießen anrichten. Aber auch dieses geschah nicht. Mit einigen Gefechten, bei denen kaum 100 Mann das Leben verloren, fiel der Sieg vollständig auf die Seite der Radicalen. Die nächsten Jahre werden zeigen, welche Folgen ihre Uebermacht für die Eidgenossenschaft haben wird. Es ließe sich Manches vermuthen, allein Gott sitzt im Regiment, Er leitet die Sachen oft ganz gegen die Absichten der Menschen; dieß ist unsere Hoffnung, die wir haben; sie steht auf Gott, von den Menschen ist wenigstens nicht viel zu erwarten.

Sie werden fragen, mein verehrter Freund: wie war dieß möglich, wie konnte die Partei in der Schweiz die Oberhand gewinnen, von deren Glaubenslosigkeit sich doch jeder sattsam aus ihren Worten und Thaten hat überzeugen können? Die Beantwortung dieser Frage führt mich zu der Darstellung des religiösen Lebens in unserm Volke:

denn daß nur der Mangel an diesem Schuld sein kann, das werden Sie von selbst zugeben. Sie erinnern sich wohl noch an Greise, die Sie in Ihrer Jugend gekannt haben, welche mit ausdauernder Andacht täglich ihre Gebete verrichteten und fleißig in der Bibel lasen, auch, so lange ihnen die Kraft dazu blieb, Kirche und Sacrament besuchten. Vielleicht wissen Sie noch von einzelnen Familien, die den Sonnabend mit gemeinsamer Hausandacht beschlossen, und den Sonntag Abend wieder mit Gotteswort, Gebet und Gesang verlebten. Diese Zeiten sind vorüber, Gottes Wort ist nicht mehr die Familienlectüre, das Gebet ist vernachlässigt, Kirche und Sacrament sind verachtet; wer sich nicht zu denselben halten will, kann ungestört seine Straße ziehen. Die nächste Folge davon war Unsittlichkeit und Frevel, Luxus und Wohlleben. Die Kirchenzucht erlahmte und verlor allen Einfluß, und der Radicalismus, dessen Frucht Mord und Lästerung des Heiligen ist, setzte sich praktisch im Volke fest. Wohldenkende, aber vom Evangelium entfernte Leute, denen es an Geist, Bildung und gutem Willen nicht fehlte, klagten laut über den Verfall; sie suchten einen Damm und glaubten die Schule dazu verwenden zu sollen. Anstatt aber die Geschichte der Schule zu studiren und ihr auf ihrem heimathlichen Boden, dem kirchlichen, aufzuhelfen und durch sie, neben Kenntnissen, auch Gottesfurcht und klare Erkenntniß des göttlichen Willens in die Jugend zu pflanzen, entleerte man sie alles religiösen Inhaltes. Sie bildete den Verstand und ließ das Herz leer. Was Wunder, daß jetzt das ganze junge regierungsfähige Geschlecht glaubt, es gebe nur Ein Mittel, das Vaterland zu retten von seinem Verfall, und dieses liege darin, daß man alle Verwaltungs- und Regierungsthätigkeit nach strengen Formen regle und eine Macht aufstelle, welche diese hohlen Formen schütze! Was hat aber dabei die Kirche zu thun? Ich weiß selbst nicht, was ihre Zukunft sein wird. Für einmal soll sie noch stehen bleiben, aber ihre Thätigkeit in strenge Beziehung zum Staate setzen und die geltenden Grundsätze im Staate als Texte für ihre moralischen Vorträge an das Volk wählen. Nicht, daß die Kirche das jetzt schon wäre; nein, Gott sei gelobt, man darf noch fröhlich das Evangelium von Jesu Christo predigen, darf noch die Jugend nach den Lehren der heiligen Schrift unterrichten; aber in dem Streben, in der folgerichtigen Durchführung der Grundsätze der jetzt herrschenden Partei kann der Kirche im Staate keine andere Stelle bleiben, als die oben bezeichnete.

Wirklich kam mir vor einiger Zeit eine Schrift zur Hand, deren Verfasser nicht genannt ist, in welcher die Kirchenverfassung für die neue Schweiz (protestantische) gegeben ist. Der Verfasser verlangt, nach republikanischen Grundsätzen, eine Volkskirche; das Volk solle die Glaubenssätze, ähnlich den Verfassungen, berathen und annehmen oder verwerfen, ihm stehe es zu, die Art des Cultus zu bestimmen, Festtage anzuordnen und diejenigen Prediger zu wählen, die ihm am besten zusagen. Auch nicht mit Einer Sylbe ist des Umstandes erwähnt, daß der Mensch von Natur nichts Gutes weiß, sondern erst herangebildet werden muß, Gottes Willen zu erkennen, und daß sodann Gottes Wille über dem menschlichen Willen gebietend steht. An die Stelle Gottes und seines Willens wird der Mensch mit seinem wankenden trüben Willen gestellt. Die ganze Darstellung ist die praktische Durchführung der neuern theologischen Schule, welche alle objective Gottesoffenbarung verwirft und den Menschen und dessen Denken an die Stelle Gottes und des Glaubens setzt. Sie schlägt die Brücke, die vom Christenthum zum Heidenthum führt. Obgleich diese Schrift eine consequente Anwendung der Grundsätze, die im Staate geltend gemacht werden, auf die Kirche bildet, so wird sie, vor der Hand wenigstens, noch nicht durchdringen, da im Volke noch zu viel Ehrfurcht vor dem Heiligen sich findet.

Mehr Anklang findet auf Seiten der kirchlich-Gesinnten die Schrift eines Berner Juristen, Dr. Wyß: „Die Rechte der Berner Landeskirche.“ In dieser Schrift wird treu historisch erwiesen, daß die Kirche von jeher eine selbstständige Anstalt

gebildet habe, daß sie ihr Vermögen selbst verwaltet und zur Zeit der Reformation die Regierungen sich wohl hüteten, dieselbe in ihren Rechten zu kränken; vielmehr hätten sie ihr feierliche Zusagen ertheilt, daß sie in ihrer besonderen Stellung, bei ihren besondern Rechten bleiben könne. Der Verfasser glaubt, wenn die Geistlichen in der gegenwärtigen Zeit einerseits diese alten Rechte der Kirche behaupteten, andrerseits als Diener Jesu Christi aus der, im Verlauf der Zeit sich angewöhnten Bequemlichkeit aufmachten, das Heil der Seelen förderten und als gläubige Priester Fürbitte einlegten für alle Menschen,—so müßte das die Uebergriffe des modernen Staats auf das Gebiet der Kirche am Nachdrücklichsten abwehren, und der letzteren eine segensvolle Stellung verschaffen. Natürlich fand diese gründliche und gelehrte Schrift bei allen kirchlich Gesinnten Anklang; ob aber mit Beobachtung ihrer Vorschläge das Leben in die erstorbene Kirche wieder gebracht werde könne, ob der Staat sich durch das Protestiren der Geistlichkeit abhalten ließe, die Kirche nach Belieben zu knechten und ihrer Habe zu berauben: daran ist doch zu zweifeln. Die Vorgänge in der Waadt sind gar zu sprechend, als daß man solches von den gegenwärtigen Machthabern erwarten könnte,—sie ließen sich in Hinsicht auf die Kirche eine Inconsequenz beigehen, deren sie sich wenigstens da, wo sie die Oberhand gewinnen konnten, bis jetzt nicht schuldig gemacht haben. So viel ist gewiß, wenn die Geistlichkeit der Waadt, anstatt aus der Kirche auszutreten und eine freie Kirche zu bilden, nur gegen die Uebergriffe des Staats protestirt und in Geduld und Glauben ausgehalten hätte auch in böser Zeit: die Verhältnisse würden sich anders gestaltet haben. Dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich für das Ganze des Volkes wenig mehr von der Kirche erwarte und nicht hoffen kann, eine Stellung der Geistlichkeit gegenüber dem ungläubigen Staate, wie sie Wyß vorschlägt, würde der Kirche wieder neues Leben bringen. Es scheint mir vielmehr über die europäische Kirche die Zeit ernster Prüfungen gekommen zu sein; Prüfungen durch die der HErr den Waizen von der Spreu scheiden wird. In solchen Zeiten läßt sich weniger bauen und erweitern das Aeußere der Kirche, als stärken und gründen die Seelen, die von ganzem Herzen glauben. Dieses sehe ich auch als meine erste Aufgabe an, so lange mir der HErr noch Raum läßt, Ihm unter meinem Volke zu dienen. Daß es aber auch anders kommen kann, und die Finsterniß, in der der Satan regiert, auch noch die letzten Altäre des wahren Gottes und seines Gesalbten umwerfen wird, das sagen uns die Weissagungen der heil. Schrift. Unterdessen wollen wir halten an seinem Wort und den Glauben an ihn fördern nach dem Maaße unserer Kräfte, damit, wann er kommt, er uns wachend finde.

N. K. den 22. Dec., 1847.

Die neuste Revolution in Frankreich.

Alle unsere Leser sind mit dem welthistorischen Ereigniß der französischen Februar-Revolution bekannt, welche, wie ein elektrischer Schlag, die alte Welt getroffen hat und das Interesse an allen andern Tagesneuigkeiten in den Hintergrund drängt. Das Ministerium Guizot hat sich durch seine neuliche retrograde

Richtung im Allgemeinen und speciell durch einen unbegreiflichen Mißgriff den Untergang bereitet, der ergraute „Bürgerkönig," an welchen sich seit 18 Jahren die Geschicke Frankreichs knüpften, hat abgedankt und ist abermals ein Flüchtling geworden,—ein überwältigendes Beispiel von dem Wechsel menschlicher Geschicke und der Eitelkeit irdischer Macht und Herrlichkeit,—eine republikanische Regierung ist eingesetzt, von Großbritannien, Belgien, der Schweiz und den Vereinigten Staaten bereits anerkannt, der katholische Clerus hat in der Person des Erzbischofs von Paris die neue Ordnung der Dinge begrüßt. Selbst ein religiöses Blatt kann kaum stillschweigend an einer Thatsache vorübergehen, welche möglicher Weise ganz Europa eine neue Gestalt geben und zu den folgenreichsten Veränderungen auch in der Kirche führen kann.

Während wir als Bürger einer großartigen und glücklichen Republik uns über den Fortschritt der Freiheit, deren Europa so sehr bedürftig ist, und über den Sturz des Götzendienstes, der, wie früher mit dem Papst, so jetzt mit den Fürsten getrieben wird, billig freuen; können wir uns auf der andern Seite nicht verhehlen, daß die liberalen Bestrebungen in der Schweiz, Italien, Deutschland und Frankreich leider großentheils in den Händen jenes glaubenslosen Radicalismus sind, der das dämonische Zerrbild fleischlicher Zuchtlosigkeit für die Himmelstochter Freiheit ausgibt, der, als „der Geist, der stets vereint," an der Zerstörung als solcher seine mephistophelische Freude hat, und der, wenn er an's Ruder käme, seine heuchlerische Maske ablegend, jene blutigen Scenen des Terrorismus der neunziger Jahre wiederholen, wo nicht überbieten würde. So viel ist gewiß, daß die bürgerliche Freiheit nur im engen Bunde mit der religiösen blühen und bloß auf den ewigen Grundlagen christlicher Sittlichkeit und Frömmigkeit ein reicher und bleibender Segen für die Völker werden kann. Den negativen Beweis dafür liefert in zahllosen Beispielen die Geschichte der alten Welt, den positiven die Geschichte Englands und der Vereinigten Staaten. Gott zu dienen, sei es im Staate, oder in der Kirche, in der Wissenschaft oder in der Kunst; das und das allein ist wahre Freiheit.

Die christliche Weltanschauung aber verzagt nie, sie blickt gläubig und vertrauensvoll empor zu dem allweisen und barmherzigen Lenker der Geschicke, der nicht nur im stillen, sanften Säuseln, sondern nicht selten auch im Gewitterssturm und Erdbeben kommt und die Leidenschaften der Menschen sich und seinem Reiche dienstbar macht. So viel steht uns fest, wenn den römisch-katholischen Völkern der alten Welt noch eine freiere und edlere Auffassung des Christenthums bevorsteht, so kann diese nur in Verbindung mit politischer Wiedergeburt eintreten. Reformation und Bauernkrieg hängen ja auch mit einander zusammen, wenn nicht innerlich, so doch äußerlich, und es ist daher ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, daß der gegenwärtige Papst ein Feuer hat anzünden helfen, dessen Flammen möglicher Weise noch über seinem Kopfe zusammenschlagen und seine dreifache Krone verzehren möchten.